

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Benin

vom 29. Juli bis 9. September 2006

Lerne für Dein Land!
Bildung als Rettungsanker für
das westafrikanische Benin

Von Dr. Steffi Augter

Benin, vom 29. Juli bis 9. September 2006



Inhalt

1. Zur Person	16
2. Licht an für die Bildung – Reportage über eine deutsche Hilfsaktion	16
3. Trend zum „Kleinen Schwarzen“ – Patenschaften für Kinder	18
4. Big Gutmensch-Business – Sinn und Unsinn von Entwicklungshilfe	19
5. Bildung für Alle – Zentrales Millenniumsziel der Vereinten Nationen	22
6. Haben Sie Kinder? – Rechercharbeit in einer fremden Welt	24
7. Stumme Studien – Besuch bei den Budgetverwaltern	26
8. Projekte, die Schule machen – Erfolgsstorys im Bildungsbereich	28
9. In Sodabi Veritas – Ansehen weißer Helfer in Schwarzafrika	30
10. Sonnen- und Schattenseiten – Portrait eines unbekanntes Landes	31
11. Versetzung gefährdet – Schlechte Noten für das Bildungssystem	34
12. Ohne Kreide und Lineal – Eine Schulstunde in Parakou	37
13. On fait faire – Anleitungen zur Selbsthilfe	39
14. Junge oder Mädchen, Stadt oder Land – Zwei Begegnungen	40
15. Danksagung	48

„Bildung ist der beste Impfstoff gegen Armut und Hoffnungslosigkeit“

Unicef-Botschafter Sir Peter Ustinov

1. Zur Person

Steffi Augter, 1975 in Tübingen geboren, in Hamburg eingeschult, hat erst zwei Jahre eine Grundschule in Kassel, dann in Mainz besucht. Wie unterschiedlich das Schulsystem allein in Deutschland der einstigen Besatzungsmächte wegen ist – hier Englischunterricht ab der zweiten Klasse, dort Französischvokabeln – hat sie schon früh erfahren. Nach der Gymnasialzeit an der Maria-Ward-Schule und den ersten Semestern Politikwissenschaft mit Ausflügen in die Afrikanistik an der Mainzer Johannes-Gutenberg-Universität, wanderte sie schließlich als Bildungsflüchtling nach Großbritannien aus. Dort absolvierte sie den Master of European Studies und den PhD im Fach International Relations der London School of Economics (LSE). Thema der Doktorarbeit war ein umstrittener Akt der deutschen Außenpolitik: Die Anerkennung Kroatiens. Von den Briten und dem Balkan zurück ins Rheinland, Volontariat an der Georg-von-Holtzbrinck-Schule für Wirtschaftsjournalisten mit Stationen bei Handelsblatt und WirtschaftsWoche in Düsseldorf, DM/Euro in Frankfurt und Wall Street Journal Europe in Brüssel. Im Anschluss als Handelsblatt-Korrespondentin ein Jahr in New York, danach Redakteurin der WirtschaftsWoche im Ressort Management, später Lifestyle. Vom Luxus gelangweilt stürzte sie sich für sechs Wochen als Heinz-Kühn-Stipendiatin mitten ins pralle Leben Westafrikas in Benin. Und stellte fest: Sie muss doch noch einmal ihre Koffer packen. Inzwischen schreibt sie für die Politikseiten der WirtschaftsWoche aus dem Berliner Büro.

2. Licht an für die Bildung – Reportage über eine deutsche Hilfsaktion

Rafiatous Augen leuchten. Heute ist ihr großer Tag. Die Zehnjährige rutscht nervös auf dem kleinen Holzschemel hin und her, stützt den linken Arm auf den Holztisch, legt das Kinn auf die Faust. Ein Schulmädchen in einstudierter Denkerpose. Dann zupft sie doch wieder leicht verschämt ihr knielanges Kleid zurecht. Der beigefarbene Baumwollstoff wirft an den Schultern Falten, die neue Schuluniform ist noch ein paar Nummern zu groß. Unübersehbar groß ist auch Rafiatous Anspannung. Gleich hält sie ihre erste Dankesrede.

Der Grund dafür steht vor ihr auf dem Tisch: Eine kleine Petroleumlampe. Behutsam streicht Rafiatou über das blitzblanke Metall, umklammert die

Griffe. Was sie da in Händen hält, ist mehr als eine billige Beleuchtung. Die Leselampe soll ihr künftig helfen, abends für den nächsten Schultag zu lernen – wenn die Geschwister schlafen und die Küche gemacht ist. Haushaltsführung ist für die älteste Tochter oberste Familienpflicht, Schule steht erst an zweiter Stelle. Die Lampe bringt Licht in das Dunkel ihrer begrenzten Bildungschancen.

Ihr Heimatland Benin hält einen traurigen Rekord: Der westafrikanische Staat, einst für seine Elite der „jeunes intellectuelles“ bekannt, hat mit über 60 Prozent eine der höchsten Analphabetenraten der Welt. Vor allem die ländliche Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben, stark betroffen ist auch die Region in der Rafiatou lebt: Djougou, Département Donga, 450 Kilometer landeinwärts vom Wirtschaftszentrum Cotonou an der Küste entfernt. Die Bildungsmisere betrifft dort insbesondere Mädchen: Nur jedes dritte beendet die ersten sechs Jahre der Grundschule, die eigentlich für alle verpflichtend sind.

Neben Rafiatou sitzen zwanzig Mitschülerinnen – jede auf ihrem Hocker, vor sich auf dem Holztisch je eine Petroleumlampe. Die Mädchen haben die Tische auf dem Dorfplatz von Pamildo aufgereiht, als säßen sie im Klassenzimmer. In den Lehmhütten um sie herum, weitab jeder asphaltierten Straße, sozusagen im „tiefsten Busch“ Benins, gibt es keinen Strom. Batterien für Taschenlampen sind teuer, Kerzen nur für den absoluten Notfall bestimmt. Eine eigene Lampe zu besitzen, ist für die Mädchen Luxus. Und den zeigen sie nun stolz vor.

Die Petroleumlampen sind Geschenke aus Deutschland. Dafür wollen Rafiatou und ihre Freundinnen sich persönlich bei dem bedanken, der die private Spendeninitiative ins Leben gerufen hat: Horst Oebel, Agraringenieur beim Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in Benin. Sein Förderkreis für Entwicklungsmaßnahmen (FEM) unterstützt die Frauengruppe Arziki mit rund 500 Euro im Jahr. Keine Reichtümer, auf denen sie sich ausruhen können, sondern Hilfe zur Selbsthilfe: Mit dem Geld erstanden die Frauen Material für die Herstellung von Karitébutter, einem weißen Brat- und Körperfett, das sie auf dem Markt verkaufen. Mit dem Gewinn finanzieren sie die Schulbildung ihrer Töchter.

Das ganze Dorf hat sich versammelt. Kleine Jungs mit aufgeblähten Bäuchen stehen erwartungsfroh im Halbkreis um die Mädchenriege, die Mütter tragen ihre besten Kleider, Väter und Großväter halten sich dezent im Hintergrund. Männer spielen heute eine Nebenrolle, soviel ist auf den ersten Blick bereits klar. Nur der Dorfkönig und seine Berater thronen auf Stühlen, der beste Platz auf dem weich gepolsterten Sessel ist für den Gast aus Deutschland reserviert. Im Hintergrund grasen ein paar Kühe, Hühner und Ziegen laufen scheinbar herrenlos zwischen den Wartenden umher.

Dann ist Rafiatou an der Reihe. Sie steht auf, geht ein paar zaghafte Schritte auf den Fremden zu. Mit zittrigen Händen faltet sie den Zettel mit ihrem Redetext auseinander. In ordentlicher Kinderschrift stehen dort viele salbungsvolle Worte der Dankbarkeit, komplizierte Sätze über die Bildungsmisere des Landes, die Armut der Menschen, ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Das alles hat der Schuldirektor, Monsieur Worou Zato, ihr diktiert. Rafiatou sieht Horst Oebel, den Mann, der ihr die Petroleumlampe geschenkt hat, kurz an. Und lächelt, so als wollte sie ihm ohne Worte noch einmal ganz persönlich sagen: Die Hilfe ist angekommen. Dankeschön. Danke nach Deutschland.

3. Trend zum „Kleinen Schwarzen“ – Patenschaften für Kinder

Entwicklungshilfe erlebt derzeit eine Renaissance. Beim G8-Gipfel in Heiligendamm steht Afrika ganz oben auf der Agenda, die EU-Mitglieder planen ihre Entwicklungshilfe in den nächsten zehn Jahren auf 0,7 Prozent des Bruttosozialprodukts anzuheben. Ökonom Jeffrey Sachs, Sonderberichterstatter für das Millenniumsprojekt der Vereinten Nationen, ruft die Industrieländer zu mehr finanzieller Hilfe auf. Bis 2015 will die internationale Gemeinschaft die Zahl der Armen weltweit halbieren, allen Kindern einen Grundschulbesuch garantieren und die Gesundheitsversorgung verbessern.

Nicht nur Politiker inszenieren Nächstenliebe, auch die Unterhaltungsindustrie hat die Ärmsten der Welt für sich entdeckt. Popstars wie Bob Geldorf und Bono von U2 sammeln Spendengelder, sie trommeln Musikerfreunde zusammen, auf Live-8-Konzerten überall in der Welt zu spielen. Alfred Biolek kocht im Bistro der Bahn sein Spenden-Süppchen für Afrika. Seit einem Jahr tourt die Zirkusshow „Afrika Afrika!“ von André Heller durch Deutschland, das Programm verspricht „eine Welt leuchtender Farben, betörender Düfte und Rhythmen“. Wirklich afrikanisch sind zwar weder Künstler noch Akrobatiknummern, aber immerhin steht der Zirkus unter der Schirmherrschaft der Unesco, von jeder Eintrittskarte fließt ein Euro in die afrikanische Kunst.

Ein gutes Zeichen, könnte man meinen: Die Menschen der entwickelten Welt wachen auf, weil sie sich selbst betroffen fühlen. Der Sturm junger Schwarzafrikaner auf die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Marokko sowie die Bootsflüchtlinge, die vor den Kanaren aus dem Wasser gefischt werden, haben dabei wohl mehr bewirkt als alle G8-Treffen und UN-Gipfel zusammen. Denn diese Bilder führen der Öffentlichkeit und der Politik vor Augen, dass ein schwarzer Kontinent ohne Zukunft auch Europa und den Rest der Welt betrifft. Die Armut Afrikas ist nicht mehr weit entfernt – sie steht quasi vor der Tür.

Andererseits betreiben prominente Gutmenschen vor allem eigene Imagepflege. Kindern zu helfen – das bringt Schlagzeilen, soviel haben auch die Damen im Film- und Musikbusiness erkannt: Angelina Jolie posiert neben Adoptivsohn Maddox aus Kambodscha mit ihrer Tochter Zahara aus Äthiopien, Madonna trägt seit neuestem einen Jungen aus Malawi auf dem Arm – und spendete mal eben drei Millionen US-Dollar für ein neues malawisches Waisenhaus. Der Trend geht zum „Kleinen Schwarzen“, zum Baby-Shopping im Busch. Über Sinn und Unsinn solcher Adoptionen lässt sich streiten – sicher ist: Sie erzeugen Aufmerksamkeit für Kinderarmut in Afrika.

Das kommt internationalen Organisationen zugute. SOS Kinderdorf, World Vision und Plan International beispielsweise setzen – ähnlich wie die lokale Privatinitiative von Entwicklungshelfer Oebel – auf Patenschaften. Die Spenden werden nicht den Menschen direkt zuteil, sondern wandern in Projekte und dienen etwa dem Aufbau von Schulen, Brunnen und Krankenstationen. Anders als bei anonymen Spenden soll der direkte Briefwechsel zwischen Paten und Patenkindern eine persönliche Beziehung aufbauen, Informationen aus dem Land vermitteln, eine langjährige Zahlungsmoral garantieren – und nebenbei mehr Vertrauen in die Organisation selbst wecken.

Doch Patenschaften geraten immer wieder in die Kritik. Denn sie werben mit großen Kinderaugen, wecken Erwartungen an den edlen Spender und wenn der dann – aus welchen Gründen auch immer – irgendwann die Gelder streicht, ist die Enttäuschung grenzenlos. Das ausgewählte Patenkind, seine Familie und sein Dorf sind privilegiert, diese Ungerechtigkeit ruft Neider auf den Plan. Und wer weiß schon, ob die Briefe und Geschenke wirklich ankommen? Ob das Patenkind selbst die Antwort verfasst? Welcher Anteil der Spenden tatsächlich sein Ziel erreicht – und nicht in den Verwaltungsapparat oder als Bestechung in falsche Taschen wandert? Und ganz grundsätzlich: Werden die Spenden in den Projekten sinnvoll eingesetzt? Oder wandert das Geld in fotogene Infrastruktur, deren Abbildungen in den Hochglanzbroschüren der Wohltätigkeitsorganisationen etwas hermachen – tatsächlich aber am Bedarf vorbei gebaut sind? Welche Hilfe ist nicht nur gut gemeint – sondern hilft wirklich?

4. Big Gutmensch-Business – Sinn und Unsinn von Entwicklungshilfe

Makellos weiß strahlen die Fassaden der Villen im Nobelstadtteil von Cotonou. „Viertel der Weißen“ nennen die Afrikaner das Quartiers Les Cocotiers. Hinter hohen Zäunen verbergen sich bewässerte Blumenbeete, sorgsam geschnittene Hecken, große Garagen. Alles sehr ordentlich, geradezu

deutsch – ein starker Kontrast zu den Lehmhütten, in denen die meisten der acht Millionen Einwohner Benins hausen. Die Demokratie zählt zu den 15 ärmsten Ländern der Welt, das Pro-Kopf-Einkommen beträgt weniger als 500 Euro im Jahr, ein Drittel der Bevölkerung lebt in extremer Armut. Von dem Millenniumsziel der Vereinten Nationen, die Zahl derer zu halbieren, die weniger als einen Dollar pro Tag zum Leben haben, ist das ehemalige Zentrum des Sklavenhandels weit entfernt.

Die Deutschen sind dort – anders als die ehemaligen französischen Kolonialherren – gern gesehen: In einer bewachten Villa residiert die Friedrich-Ebert-Stiftung, in einer anderen die Konrad-Adenauer Stiftung. Wenige Schritte weiter, vorbei am gut sortierten Supermarkt und der Guinness-Kneipe „Livingstone“, liegt das Gästehaus des Deutschen Entwicklungsdienstes. Zahlreiche Schilder am Wegesrand weisen auf Organisationen von Franzosen, Amerikanern und Dänen hin. Namen wie „Aide et Action“ oder „International Foundation for Education and Self-Help“ versprechen Hilfe – und demonstrieren die Präsenz der Geberländer.

Ein Gang entlang der Hauptstraße im Viertel Cocotiers verrät, welcher Wirtschaftssektor in Benin nach der wenig einträglichen Landwirtschaft am meisten Arbeitsplätze schafft: Das Big Gutmensch-Business Entwicklungshilfe. Zahlen gibt es zwar keine, aber ein Blick in die Büros der Entwicklungsbürokraten spricht Bände. Dort stehen Computer mit Internet-Anschluss – ein seltener Luxus in einem Land, das mit gut zwei Dutzend Ministerien zwar jede Menge staatlicher Behörden, bis auf dubiose Jobs in der Schattenwirtschaft aber kaum offizielle Unternehmen aufzuweisen hat. Nur wenige Beniner genießen das Privileg eines Studiums und bekommen später als Projektleiter, Bibliothekar oder Sekretärin regelmäßig Löhne direkt aus Geberhand. Alle anderen träumen von einer Stelle bei einer der Nichtregierungsorganisationen. Über 3.000 solcher NGOs sind dort aktiv, von kleinen Privatinitiativen auf Dorfebene bis hin zu weltweit tätigen Organisationen, die ganze Regionen abdecken.

Allein die Bundesrepublik, einer der wichtigsten bilateralen Geber, hat in den vergangenen 40 Jahren schätzungsweise über eine halbe Milliarde Euro in die finanzielle und technische Zusammenarbeit gesteckt. In diesem Jahr summiert sich die deutsche Hilfe auf 19,5 Millionen Euro. Das Geld fließt in Projekte zur Dezentralisierung, zur besseren Wasserversorgung und in den Schutz ländlicher Ressourcen – elementare Hilfe für das kleine Land, das mit 113.000 Quadratkilometern etwa so groß ist wie die fünf neuen Bundesländer. Mit deutscher Hilfe wird die Infrastruktur aufgebaut, Ingenieure verlegten Wasserleitungen, installierten Pumpen und reparierten defekte Brunnen. Das kommt vor allem den Frauen zugute, die nun weniger weite Wege haben, um Wasser zu holen.

Das deutsche Engagement baut Brücken – ganz konkret. Die vierspurige Brücke über die Lagune, die seit zwei Jahren den Ost- mit dem Westteil von Cotonou verbindet, heißt im Volksmund „deutsche Brücke“. Jedes Kind kennt das Werk deutscher Ingenieurskunst, jeder in Benin spricht über die Überführung, die bis Jahresende für den kreuzenden Verkehr am Westufer ergänzt werden soll. Deutscher Beitrag: 22 Millionen Euro. Der vielleicht sichtbarste Erfolg deutscher Entwicklungshilfe liegt im Norden Benins: Der Nationalpark Pendjari. Um die größte Wildschutzzone Westafrikas wurde eine drei Kilometer breite Fläche als Anbaugebiet freigegeben. Auf diese Weise verhinderten die Entwicklungshelfer, dass der Park von Bauern auf der Suche nach gutem Boden abgeholzt und bedrohte Tiere von Wilderern gejagt werden. Jagdquoten sichern den Bestand von Antilopen, Löwen und Geparden – und damit auch das Interesse von Touristen, die für Parkführungen zahlen. Von den Einnahmen geht ein Drittel an die anliegenden Dörfer – eine Maßnahme, die das Verantwortungsgefühl der Menschen für den Naturschutz motivieren soll. Kosten für den deutschen Steuerzahler: 45 Millionen Euro.

Bei all der Hilfe stellt sich jedoch die Frage: Warum hat sich die Lage Benins nicht signifikant verbessert? Warum sterben weiterhin Kinder an vermeidbaren Krankheiten wie Malaria, Mangelernährung oder Durchfall? Warum besuchen immer noch weniger Mädchen als Jungen die Schule? Wieso ist die Wasserqualität in vielen Gebieten so schlecht? Hat die Entwicklungshilfe also versagt? Wurde sie falsch eingesetzt? Wann werden die zahlreichen Nichtregierungsorganisationen, die hier wie Pilze aus dem Boden schießen, überflüssig sein? Oder sind sie stärker am Selbsterhalt interessiert als am eigentlichen Ziel ihrer Arbeit, das Land vorwärts zu bringen? Ein Beniner Student beantwortete die Frage so: „Ich hoffe, die Entwicklungshelfer bleiben noch lange – dann bekomme ich einen gut bezahlten Arbeitsplatz“.

Entwicklungshilfe um ihrer selbst willen – diese Unterstützung ist umstritten. Die Zahlen geben Skeptikern Recht: Gerade den Ländern südlich der Sahara – seit langem ein Schwerpunkt der internationalen Hilfe – geht es nicht besser, sondern sogar schlechter als zuvor. Dort leben heute über 40 Prozent der Menschen von weniger als einem Dollar pro Tag – etwa so viele wie Anfang der Achtzigerjahre. Vor allem die Entwicklungshilfe des alten Typs, bei der Geberländer um die Gunst der Nehmer konkurrierten, hat auf ganzer Linie versagt. Prestigeprojekte wie Staudämme und Flughäfen verschlangen große Summen, die zumeist in den Taschen der Konzerne aus den Geberstaaten oder korrupter Drittwelt-Eliten landeten. Andrew Mwendu, Entwicklungsexperte aus Uganda, hält Entwicklungshilfe deshalb für schädlich und fordert ihre Einstellung, weil sie „schlechtes Regieren belohnt und dadurch notwendige Reformen verhindert“.

In der Vergangenheit war Hilfe zudem oft kontraproduktiv: Subventionierte europäische Lebensmittellieferungen verdrängten die heimische Landwirtschaft, wohlgemeinte Kleiderspenden ruinierten die lokale Textilproduktion. Zeltlager für Flüchtlinge wirkten mitunter wie ein Magnet für die gesamte Bevölkerung – und zerstörten dabei Dorf- und Familienstrukturen. Der führende deutsche Experte der Entwicklungspolitik, der Duisburger Professor Franz Nuscheler, spricht deshalb vom „süßen Gift der Entwicklungshilfe“.

Das Fazit der Experten: Finanzielle Hilfe allein setzt meist falsche Anreize. Denn von der Hilfe zur Entmündigung ist es nur ein Katzensprung. Gebergeld ist quasi Gratisgeld, die Regierungen sind von der Pflicht entbunden, mit ihrer Politik für eigene Steuereinnahmen zu sorgen. Allmählich setzt sich auch bei Nichtökonomien die Erkenntnis durch, dass nur individueller Unternehmergeist nachhaltige Entwicklung bringt. Zu dessen Förderung muss der Westen in den politischen Wandel investieren. Erst wenn die Entwicklungsländer die richtigen institutionellen und auch rechtlichen Rahmenbedingungen schaffen, können sie sich selbst helfen. Nur so werden Hilfsbedürftige zu Handlungsfähigen.

Der Schlüssel zu einer sinnvollen Entwicklungshilfe ist Hilfe zur Selbsthilfe – und die darf nicht erst bei Erwachsenen, sondern muss bereits bei den Kindern ansetzen. In Benin wie auch in vielen anderen Entwicklungsländern ist über die Hälfte der Bevölkerung jünger als 15 Jahre. Weil viele Eltern früh sterben, meist durch Krankheiten wie Aids oder Malaria, müssen die Kinder die Schule abbrechen und mit Gelegenheitsjobs zum Lebensunterhalt der Familie beitragen – ohne je einen Beruf erlernen zu können. Ein Teufelskreis aus Unwissenheit und Armut entsteht.

Dieser Teufelskreis kann nur unterbrochen werden, wenn Kinder tatsächlich eine Grund- und Ausbildung erhalten, um ihre Zukunft selbständig gestalten zu können. Wenn sichergestellt ist, dass nicht nur Schulen gebaut werden, sondern dass Kinder auch die Möglichkeit haben, diese regelmäßig zu besuchen. Getreu dem Motto des Unicef-Botschafters Sir Peter Ustinov: „Bildung ist der beste Impfstoff gegen Armut und Hoffnungslosigkeit“. Oder wie der Musiker Danialo Sagbohan aus Benin singt: „Il faut aller à l'école pour son avenir et cela de son peuple“ – „Wir müssen in die Schule gehen für unsere eigene Zukunft – und die unseres Volkes.“ Bildung ist ein Rettungsanker für das westafrikanische Land: Lerne für Dein Land!

5. Bildung für Alle – Zentrales Millenniumsziel der Vereinten Nationen

Beseitigung der extremen Armut und des Hungers, Senkung der Kindersterblichkeit, Bekämpfung von Aids – die Entwicklungsziele der Verein-

ten Nationen für dieses Jahrtausend sind äußerst ambitioniert. Bis 2015 soll der Anteil der Weltbevölkerung, die mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen muss, um die Hälfte sinken. Die Sterblichkeitsrate von Kindern unter fünf Jahren soll durch bessere Impfungen sogar um zwei Drittel schrumpfen, die Ausbreitung von Aids durch Kondome und Aufklärungskampagnen gestoppt werden.

Auch im Bildungsbereich hat sich die UNO hohe Entwicklungsziele gesetzt. Bis 2015 sollen alle Kinder, Jungen wie Mädchen, Zugang zu Grundbildung haben. Die Qualität der Bildung soll sich verbessern, die Zahl der Analphabeten – derzeit sind es UNO-Angaben zufolge weltweit 862 Millionen Menschen – sich um die Hälfte reduzieren. Zu diesem Zweck hat die internationale Staatengemeinschaft die „Fast Track Initiative“ gestartet. Sie stellt Einrichtungen, Experten und Geld bereit, um weltweit Grundbildung für alle zu realisieren.

Bildung ist ein Schlüsselfaktor der Entwicklung. Denn nur ein gewisser Bildungsgrad ermöglicht Frauen und Männern die Teilnahme an gesellschaftlichen und politischen Entscheidungsprozessen. Nur wer lesen kann, ist schließlich in der Lage, Zeitungsberichte, Parteiprogramme und Gesetze zu verstehen. Mit höherem Bildungsstand lernen vor allem Frauen nicht nur ihre eigenen Rechte kennen, sondern diese auch durchzusetzen, sich gegen männliche Dominanz und Gewalt zu wehren, sich über Gesundheitsrisiken und Familienplanung zu informieren und dementsprechend Vorsorge zu treffen. Bildung schenkt ihnen ein Stück Freiheit – und dem ganzen Land Wohlstand.

Grundbildung fördert Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit des Einzelnen – und damit ihre Innovationskraft und Wirtschaftsleistung. Studien der Weltbank zeigen, dass schon eine vierjährige Schulbildung die Produktivität von kleinen landwirtschaftlichen Betrieben erhöht. Sie kann sich auch auf Kinderzahl, Ernährung und Gesundheit auswirken. So haben Frauen mit mehr als vier Jahren Schulbildung etwa ein Drittel weniger Kinder als analphabetische Frauen, die Mortalitätsrate ihrer Kinder ist halb so hoch. Zudem haben Kinder von Eltern mit Schulbildung eine deutlich höhere Chance, selbst eingeschult zu werden.

Aber zahlt sich Entwicklungshilfe im Bildungsbereich aus? Das Geld ist gut angelegt, sagen Wissenschaftler. Axel Dreher, Peter Nunnenkamp und Rainer Thiele vom Kieler Institut für Weltwirtschaft werten in ihrem im August 2006 erschienen Aufsatz „Does aid for education educate children?“ (Kiel Working Papers No. 1290) empirische Daten aus 100 Ländern in der Zeit von 1970 bis 2005 aus. Ergebnis ihrer statistischen Auswertung: Entwicklungshilfe im Bildungssektor verbessert die Einschulungsrate signifikant – und zwar stärker als bisher angenommen. Die Autoren der Studie

widersprechen damit der weit verbreiteten These von William Easterly, Entwicklungshilfe habe wenig Gutes dafür aber viel Schlechtes hervorgebracht (*“The White Man’s Burden: Why the West’s Efforts to Aid the Rest Have Done so Much Ill and So Little Good“*, Penguin Press, New York 2006)

Laut Dreher, Nunnenkamp und Thiele wird der positive Effekt der Entwicklungshilfe verstärkt, wenn die Sponsoren vor allem die Grundbildung finanzieren und nicht – wie bisher – nur etwa ein Drittel ihrer Gelder dafür verwenden und den Rest in Elitenförderung stecken. Überhaupt müsse Bildung einen größeren Stellenwert in der Entwicklungshilfe einnehmen, fordern die Wissenschaftler. In den Jahren 2002 bis 2004 machte ihr Anteil an dem Entwicklungshilfebudget nur 8,2 Prozent aus. Die Autoren geben allerdings zu bedenken, dass Entwicklungshilfe im Bildungssektor bisher nicht die betreffenden Regierungen animiert hat, selbst mehr in diesen Bereich zu investieren. Sie schlagen deshalb vor, Anreize für eigenständiges Regierungshandeln zu schaffen und Entwicklungshilfe sehr selektiv einzusetzen – nämlich dort, wo die Einschulungs- und Schulabschlussraten besonders schlecht sind. Zum Beispiel in Benin.

6. Haben Sie Kinder? – Rechercharbeit in einer fremden Welt

Was macht Entwicklungshilfe im Bildungsbereich erfolgreich? Dieser Frage wollte ich auf meiner sechswöchigen Reise durch Benin nachgehen. Ich wollte wissen: Welche konkreten Mängel bestehen in Benins Bildungssektor? Welche Organisation kann sie wie beheben? Gibt es eine Einheitslösung? Oder führen unterschiedliche Wege zum Ziel? Wie kann sichergestellt werden, dass Erfolge nicht von kurzer Dauer sind? Kurz: Welche Hilfe hilft langfristig wirklich?

Während meiner Recherchen habe ich wissenschaftliche Literatur sowie etliche Regierungsdokumente gelesen und Statistiken studiert. Ich habe vor Ort mit Schuldirektoren, Lehrern und Eltern gesprochen – meist fanden diese Gespräche auf Französisch statt, Regionalsprachen wie Fon und Adja wurden übersetzt. Am meisten Spaß haben die Interviews mit Kindern gemacht – oft mit Händen und Füßen, immer mit viel Gelächter. Bei diesen Gesprächen, im kleinen Kreis ohne erwachsene Autoritätspersonen, habe ich besonders viel gelernt.

Zum Beispiel, dass ein europäischer Journalist in Afrika nicht erwarten kann, auf jede Frage eine Antwort zu bekommen. Oft sind lange Gespräche nötig, um überhaupt erst eine Vertrauensbasis zu schaffen. Das gilt insbesondere für junge Frauen und Mädchen, die in der Regel sehr schüchtern und zurückhaltend sind. So habe ich beispielsweise die 19-jährige Assia-

tou Mama aus Parakou gefragt, was sie einmal werden will. Das Mädchen, Klassenbeste, die fließend fünf Sprachen spricht, sah mich mit großen Augen an. Nach einigem Zögern gab sie an, sie möchte gern Abitur machen. Und danach? Daran wage sie gar nicht zu denken. Ein Studium? Viel zu teuer. Die Antwort ist typisch, denn materielle Not verbietet Wünsche. Auch ihre Sprachlosigkeit verwundert kaum: Nach ihrer Meinung wird Assiatou selten gefragt.

Viele meiner Gesprächspartner waren, bevor sie etwas über sich selbst verrieten, erst einmal an meiner eigenen Person interessiert. Wie persönlich das werden kann, habe ich im Hörsaal der Universität Cotonou erfahren, als ich – einem befreundeten Professor zuliebe – vor schätzungsweise 200 Soziologie-Studenten über Deutschland und Europa sprach. Von wegen Währungsunion, Wirtschaftssystem, Wiedervereinigung – einer der Studenten wollte etwas ganz anderes wissen: „Haben Sie Kinder?“ Und dann voller Entsetzen: „Nein? Sind Sie jedenfalls verheiratet?“ Ich lief knallrot an, die Antwort hatte sich erübrigt. Meine Ausführungen über die alternde Gesellschaft und das Geburtenproblem der westlichen Welt allerdings auch. Auch meine Glaubwürdigkeit in Bildungs- und Erziehungsfragen war dahin – und ich um einen Gedanken schlauer: Eine junge Frau, die durch die Weltgeschichte reist, ist für die meisten Menschen in Benin höchst merkwürdig. Wieso sollten sie mir also zuhören?

Bei den großen kulturellen Unterschieden war ich deshalb überrascht, dass mir viele Türen so selbstverständlich geöffnet wurden. So nahm ich in diversen Wohnzimmern auf dem Besuchersessel direkt unter dem Jesusbildchen Platz, bekam zum Essen das beste Stück Fleisch serviert, tauschte Telefonnummern und Emailadressen aus, wurde der ganzen Familie und am besten auch gleich den Nachbarn vorgestellt, und nie ohne das Versprechen entlassen: „On va faire un programme“ – wir machen da etwas zusammen, ganz bestimmt. Daraus ist nicht immer etwas geworden. Nützliche Kontakte stellten sich als auskunftsunwillig, wichtige Informationen im Nachhinein als schwer überprüfbar heraus. Doch das war halb so schlimm.

Ich habe gelernt, dass ein Journalist in Benin anders recherchiert – ohne geplante Interviewtermine und durchorganisierte Pressekonferenzen, dafür viel frecher und hochgradig flexibel. Meist habe ich meine Gesprächspartner ohne große Ankündigung in ihrem Büro aufgesucht, manchmal stundenlang gewartet, oft aber hatte ich auch einfach Glück mit einem spontanen Treffen. Offizielle Amtsinhaber glänzten dabei regelmäßig mit den wenigsten Sachkenntnissen, Assistenten aus der zweiten und dritten Reihe waren wesentlich hilfreicher. Wochenlang habe ich auf ein Regierungsdokument gewartet, von dem ich mir aufschlussreiche Details versprach – um schließlich enttäuscht festzustellen, dass nichts Neues darin stand. Ich habe mich schließlich ent-

schlossen, weder auf Minister noch auf deren Papiere zu vertrauen – sondern aufzuschreiben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe.

Während meiner Reise durch das Land – zwei Wochen in Cotonou, zwei im Norden, den Rest im Süden entlang der Küste – haben mich drei Projekte ganz besonders fasziniert. Dazu zählt die deutsche Privatinitiative Project Maison Dogbo, kurz PMD (heute pro dogbo), die Arbeit der Patenorganisation Plan International und die Kampagnen von Unicef, dem Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen. Diese Organisationen stehen für unterschiedliche Ansätze der Entwicklungshilfe im Bildungsbereich – und sollten meiner Meinung nach Schule machen.

Die Arbeit dieser drei in ihrem Selbstverständnis und Aufgabenbereich sehr unterschiedlichen Organisationen zu vergleichen ist schwierig, ihre Effizienz abschließend zu bewerten halte ich nach dieser relativ kurzen Recherchereise für unpassend. Wer eine wissenschaftliche Analyse des Bildungssektors von Benin wünscht, dem empfehle ich die Studien von Thomas Bierschenk, Professor für Ethnologie an der Johannes Gutenberg Universität Mainz, der zusammen mit dem Soziologen Nassirou Bako-Arifari von der Universität Cotonou dazu jahrelang geforscht hat.

Mein Bericht erzählt persönliche Erlebnisse, gibt während der Reise gewonnene Eindrücke wieder und auch die ein oder andere Einsicht, die ich mit nach Hause genommen habe. Geschichten also, als Reportage oder Essay verfasst, keine wissenschaftlichen Erkenntnisse. Eine abschließende Antwort auf meine Frage, was Entwicklungshilfe im Bildungsbereich langfristig wirklich erfolgreich macht, habe ich zwar bisher nicht gefunden. Aber meine Beobachtungen sind Hinweise, wie effektive Hilfe funktionieren kann – und damit ein kleiner Beitrag für die Lösung eines drängenden Problems.

7. Stumme Studien – Besuch bei den Budgetverwaltern

„Erfolgsstories sind das, was Amerikaner lieben – und Afrikaner nicht kennen“ – Pierre Achade sieht mich belustigt an. Dem Mitarbeiter der amerikanischen Hilfsorganisation USAid fällt zumindest spontan kein Beispiel für besonders gute Bildungsarbeit ein. Da gäbe es viele, sagt er ausweichend – die meisten werden von seinem Arbeitgeber finanziert. Acht Millionen Dollar im Jahr gibt der Hauptsponsor mit Sitz in Washington für Beniner Bildungsprojekte aus – fast die Hälfte seines jährlichen Gesamtlandesbudgets von 20 Millionen Dollar.

Achade wirkt nicht gerade desillusioniert – nur ausgesprochen abgeklärt. Schließlich hat der junge Mann schon viele Pläne platzen sehen. „Develop-

ment Assistance Specialist“ steht auf der Visitenkarte, die er mir nicht ohne Stolz überreicht. Auf seinem schweren Holzschreibtisch türmen sich Dokumente, darunter der „World Education Monitoring Report“. Während wir sprechen, liest er Emails, die auf seinem Flachbildschirm aufblinken. Die Sessel sind weich gepolstert, die Klimaanlage läuft auf vollen Touren. Statussymbole sprechen eine deutliche Sprache – keine Frage: Dieser Mann hat es geschafft.

Der Beniner macht das, wovon viele Menschen träumen: Er arbeitet für eine internationale Hilfsorganisation – nicht irgendeine, sondern für die zahlungskräftigen Amerikaner. Das bedeutet nicht nur ein gutes Einkommen und soziale Anerkennung, sondern auch jede Menge Macht. Das zeigt ein Blick aus dem Fenster: Sein schickes Büro liegt der US-amerikanischen Botschaft gegenüber, die Villen werden von Soldaten streng bewacht.

Wofür die acht Millionen Dollar ausgegeben werden, will ich wissen. Achade zeigt auf die Schulbücher und Übungshefte, die hinter mir im Regal liegen. „Wir helfen, den Unterrichtsstoff zu vereinheitlichen“, sagt er. „Und sorgen dafür, dass jede Schule genügend Material hat“. Ob das denn funktioniert, frage ich. Kommen die neuen Bücher auch in der letzten Dorfschule an? Achade hat dazu keine Zahlen – und auf einmal auch keine Zeit mehr für unser Gespräch. „Wichtige Termine, Sie entschuldigen“ – schon ist er aus dem Zimmer.

Sein Kollege Cosme Quenum soll mir weiterhelfen. Der Zimmernachbar, der sich als „Project Management Assistant Education Team“ vorstellt, kennt sich tatsächlich besser aus – zumindest kann er eine Handvoll Studien präsentieren. Die meisten davon analysieren den miserablen Zustand im Bildungssektor, die Verbesserungsvorschläge gehen nicht über die üblichen Methoden wie mehr Aufklärungsarbeit und eine bessere Ausbildung der Lehrer hinaus. Über die Wirkung getroffener Maßnahmen verraten sie nichts.

Immerhin erfahre ich, dass der Fokus inzwischen auf der Mädchenbildung liegt. „Community Action for Girls' Education“, kurz CAGE, heißt das wichtigste Projekt. In den 19 schwächsten der 77 Kommunen hat USAid Feldversuche gestartet, dort sollen nicht nur die konkreten Lernbedingungen für Mädchen verbessert sondern auch die gesellschaftliche Akzeptanz für ihren Schulbesuch gefördert werden. Ob die Mädchen den Unterricht besuchen, hängt nicht nur von der Größe der Klassenräume ab. „Das ganze Umfeld muss stimmen“, sagt Quenum. „Das fängt bei Fragen der Ernährung und Gesundheit an und reicht bis zu den Einstellungen der Eltern“. Die Idee: Nur wenn die Dorfgemeinschaft einen Vorteil davon hat, eröffnen sich auch Mädchen Bildungschancen.

Das Ergebnis eines CAGE-Zwischenberichts von September 2004 ist alderdings ernüchternd: Zwar haben die Mitarbeiter von CAGE überall ihre

Posten aufgeschlagen, die Büros sind eingerichtet, die Aufklärungskampagnen laufen. Aber nur in drei Kommunen ist die Einschulungsrate im Vergleich zu den drei Jahren davor signifikant gestiegen, nämlich in Avégodo, Azondogahoué und Bamé-Agnangon. In Doga dagegen hat sich der Zustand verschlechtert, dort ist die Rate um 23 Prozent gefallen. Und die Umfragen zeigen: Von den Mädchen, die eingeschult werden, beenden längst nicht alle die Schule mit dem verpflichtenden sechsten Jahr.

Hat sich denn in der Zwischenzeit etwas getan? Sind die Zahlen besser? Welche Organisationen sind noch an Bord? Quenum winkt ab. Den Abschlussbericht habe er nicht parat, den müsse ich in Washington erfragen. Die Geberländer – unter anderem Frankreich und Dänemark – wollen sich in Kürze im Bildungsministerium in Porto Novo treffen. Doch das kann erst geschehen, wenn der neue Bildungsminister in Amt und Würden ist – die Ministerin der Regierung unter Yayi Boni wurde bereits nach wenigen Tagen geschasst. Ich brauche mir allerdings keine Hoffnungen zu machen, das Treffen sei sowieso nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Frustriert verlasse ich das gut bewachte Haus, diesen doch nicht so sicheren Hort höherer Bildungschancen. „Die Koordination der Projekte ist miserabel“, hatte mich Sarah Fichtner zuvor gewarnt. Die Doktorandin recherchiert vor Ort für ein Projekt der Mainzer Universität. Ihr Fazit nach mehreren Wochen Feldforschung: „Jede Organisation macht ihre Arbeit, da sind ausgesprochen gute Ansätze dabei – doch wer welche Interessen verfolgt, ist oft nicht klar“.

8. Projekte, die Schule machen – Erfolgsstorys im Bildungsbereich

Da das große Ganze der Bildungszusammenarbeit so schwer zu zeichnen ist, konzentriere ich mich auf erwähnenswerte Details – auf einzelne Projekte und auf Menschen, die nicht nur Studien und Akten stapeln, sondern mit Tatendrang an die Sache gehen. Das beste Beispiel dafür ist das Project Maison Dogbo. Im „Haus Dogbo“, von dem deutschen Entwicklungshelfer Klaus van Briel vor sieben Jahren in der Kleinstadt Dogbo im Süden des Landes gegründet, leben Schüler in einer Wohngemeinschaft zusammen. Spendengelder der Privatinitiative aus Deutschland finanzieren ihre Schulgebühren, Bücher und Uniformen. Mehr als eintausend Jugendliche bekamen inzwischen den Schulbesuch, ein paar von ihnen sogar im Anschluss eine Berufsausbildung finanziert. In der Werkstatt auf dem Projektgelände beispielsweise erlernen sie die in ihrem Land noch unterentwickelte Technik der Photovoltaik. Künftig sollen auch Kraftfahrzeugmechaniker, Maler und Lackierer, Schneider, Bäcker und Fleischer ausgebildet werden. Die

Privatinitiative Project Maison Dogbo verbessert also auf lokaler Ebene Bildungschancen einzelner – klein und in konzentrierter Form.

Das zweite Beispiel für effiziente Bildungsarbeit ist die Patenorganisation Plan. Das Kinderhilfswerk führt seit fast zehn Jahren Projekte im Südwesten Benins durch, in denen mittlerweile rund 17.000 Patenkinder, deren Familien und Gemeinden betreut werden. Dort geht es also weniger um individuelle Förderung einzelner Kinder als um eine flächendeckende Grundversorgung der gesamten Bevölkerung einer Region. Neben Basis-Gesundheitszentren, in denen Mütter und Kinder Schutzimpfungen erhalten, sowie Pumpen- und Brunnenprojekten, baut Plan Grundschulen und richtet sie für den Unterricht ein. Dabei bietet Plan mehr als die Regierung sich leisten kann: Überdachte Räume, genug Holzbänke, sogar ordentlich sortierte Bibliotheken. Die internationale Organisation ist dabei für ganze Verwaltungsbezirke mit mehreren Dorfgemeinschaften zuständig – großräumig und breit aufgestellt.

Das dritte Positivbeispiel ist das Bildungsprogramm von Unicef. Das Projekt umfasst in etwa 25.000 Schüler in 140 Schulen über 100 Dörfer in Benin verteilt. Schwerpunkt für Unicef ist die Ausbildung von Mädchen. Die Entwicklungshelfer binden die Dorfgemeinschaft in die Schulprojekte ein, indem sie Vertreter der Gemeinde für die Verwaltung des Schulgebäudes verantwortlich machen. Zusammen mit den Lehrern und Eltern sollen die lokalen Autoritäten für einen hohen Mädchenanteil in den Klassen sorgen. Ältere Schülerinnen sind als Mentoren für jüngere Mädchen zuständig und sollen sie beeinflussen, auf jeden Fall den Schulabschluss zu machen („fille pour fille“). Das UNO-Kinderhilfswerk greift also über die Projektarbeit ihrer Vertreter vor Ort in die Bildungspolitik des Staates ein – landesweit und politisch einflussreich.

Diese drei Beispiele stehen für drei ganz verschiedene Entwicklungsansätze. Unicef ist – als Unterorganisation der Vereinten Nationen – das bedeutendste Bildungsprojekt im Land. Unicef-Vertreter beeinflussen die Bildungspolitik der Regierung, verkehren in Botschafterkreisen, koordinieren die Arbeit anderer Nichtregierungsorganisationen, werten die Erfahrungen und Erfolge statistisch aus. Plan International dagegen verfügt als internationale Organisation zwar über große Finanzreserven und setzt über die Jahrzehnte gesammeltes Wissen flächendeckend in Großprojekten ein, ist aber politisch nicht so einflussreich wie das UNO-Kinderhilfswerk. Das Privatprojekt Maison Dogbo schließlich ist ein interessantes Beispiel dafür, dass effiziente Entwicklungshilfe auch ohne großen Geldbeutel und Personalbestand möglich ist. Entscheidend ist für die kleinen wie für die großen Anbieter besserer Bildungschancen, dass sie den Bedarf vor Ort erkennen, Lösungskonzepte erarbeiten, diese mit den Menschen umsetzen und die Projekte über einen langen Zeitraum betreuen. Nicht mehr – aber auch nicht weniger.

9. In Sodabi Veritas – Ansehen weißer Helfer in Schwarzafrika

Abenddämmerung in Dogbo, einem kleinen Dorf im Süden Benins. Eidechsen flitzen über den vertrockneten Rasen, jagen die orange bemalten Betonwände hoch, rascheln durch das Bambusdach. Darunter lümmeln sich junge Kerle auf Korbsesseln, Beine hoch, ein Buch in der Hand. Ein besonders müder Bursche schläft in der Hängematte. Die Terrasse im Maison Dogbo, das Zentrum des Waisenhauses, ist Treffpunkt nach dem Abendessen. Vorher gab es wie so oft Maisbrei mit Tomatensauce, wie immer haben alle gemeinsam aus einem Topf gegessen, jeder mit einer Gabel in der Hand. Nun spülen die kleinen Brüder das Geschirr, räumen den Tisch ab, putzen die Küche. Der Fernseher, ein Modell aus den Siebzigern, spielt alte Musikvideos von Madonna.

Sehr idyllisch, sehr gemütlich. Hätte ich nur nicht dieses Thema angeschnitten. „Mit Euch Weißen können wir nicht – ohne Euch aber auch nicht“ – wer mit Studenten ein paar Gläser Sodabi leert, bekommt sehr deutliche Worte zu hören. Welches Ansehen die europäischen Helfer in Afrika genießen, wollte ich von ihnen wissen. Was haltet Ihr von Franzosen, Deutschen, Amerikanern? Und: Wollt Ihr überhaupt, dass die Euch helfen? Ich lasse mir den selbst produzierten Palmweinschnaps mit ein paar markanten Sprüchen einflößen:

„Wenn die Europäer ihre Entwicklungshilfe stoppen, dann geht hier alles den Bach runter“, sagt Maurice Agbe. „Davon sind wir abhängig, auf unseren Staat können wir uns nicht verlassen.“ Ohne ausländische Geber weniger Schulen, Straßen, sonstiges. Gleichzeitig nervt die Präsenz einiger Europäer, die immer meinen, alles besser machen zu können – und sich mit Hausmädchen, Chauffeur und Nachtwächter teilweise wie einst die Kolonialherren aufführen. Vor allem die Franzosen, die kann niemand leiden. „Viel zu arrogant, da sind mir die Deutschen lieber“, sagt Yves Eke. Das sehen nicht alle so: „Warum werden die Entwicklungshilfeorganisationen weiter von Weißen geführt und wir Schwarzen sind nur Eure Handlanger?“, will Emile Tchibedji wissen. „Das ist doch moderne Kolonialherrschaft“, pflichtet ihm Hervé Megnonhou bei. Die Afrikaner sind seiner Meinung nach selber Schuld. Sie seien dumm, ließen sich kommandieren, nehmen ihr Schicksal nicht selbst in die Hand. „Wir Afrikaner sind faul“, sagt Hervé und schaut mich provozierend an.

Das sicher nicht, denke ich mir. Ich habe selten so viel Arbeitseifer gesehen – vieles davon jedoch leider verzweifelter Aktionismus ohne Ziel. Selten habe ich soviel Wissensdurst gespürt – und schlechte Schulbücher entdeckt, meist altes Material aus Frankreich, aus denen junge Afrikaner mehr über die Feldzüge Napoleons als über ihre eigene Geschichte lernen. Allerdings habe ich auch so viele eindeutige Talente gesehen, die aus dieser Masse he-

rausragen – wie den jungen Muslim Issifou Ibn Adamou, der großartig argumentieren kann und als Anwalt eine glänzende Figur abgeben würde – wenn er einen Studienplatz für Jura bekommt. Oder seinen Kumpel Yves Eke, der bereits ehrgeizig Marketing studiert – und nicht weiß, ob er sein Wissen überhaupt in einem der wenigen funktionierenden Unternehmen einsetzen kann. Oder Maurice Agbe, großartiger Koch – der bereits ohne Ausbildung mehr kann als die meisten Gastronomen dieses Landes und trotzdem nur schwer einen Ausbildungsplatz finden wird.

Drei Talente, die von der deutschen Privatinitiative im Maison Dogbo gefördert werden – und nicht wie viele andere unentdeckt geblieben sind. Vielleicht muss Entwicklungshilfe noch einen Schritt weiter gehen: Sie darf nicht nur Geld an Hilfsbedürftige verteilen, nicht ausschließlich Hilfe für die Schwachen bieten, sondern Stärken stärken – also junge Menschen unterstützen, die mit einer besonderen Leistung glänzen. Das können Stipendien für Studenten und Auszubildende sein, oder einfach Tutorien, die junge Talente beraten. Damit in diesem Land eine Elite von unten heranwächst – und nicht alle Führungspositionen von Europäern besetzt werden.

Außerdem wäre das endlich eine Investition in die Motivation der Menschen – denn wer nur deshalb gefördert wird, weil er nichts hat, wird sich immer arm rechnen und einfach die Hand aufhalten. Wer aber für seine Leistung etwas bekommt, strengt sich weiter an – und bringt damit sich selbst und auch sein Land weiter. Erst wenn diese einzelnen Begabungen gezielt gefördert werden, kann so etwas wie Selbstbewusstsein entstehen. Und daran fehlt es den Menschen hier von allem am meisten – denke ich und nehme noch einen kleinen Schluck von diesem schrecklich scharf brennenden Sodabi. Das Zeug macht einen nicht nur schnell besoffen, sondern sicher auch nach ein paar Gläsern blind. Aber wer weiß: Vielleicht steckt auch in Schnaps ein bisschen Wahrheit.

10. Sonnen- und Schattenseiten – Portrait eines unbekanntes Landes

Bevor ich mich den Schattenseiten des Landes widme, erst ein paar Zeilen über die Schönheit seiner Natur: Malerische Strände an der Küste, eine von Flüssen durchzogene Feuchtsavanne, satte Mangrovenwälder, Palmenhaine und Alleen stattlicher Affenbrotbäume. Baumwollfelder erstrecken sich bis zum Horizont, dahinter stechen die Felsen der Atakora-Berge in den strahlend blauen Himmel – Benin lädt mit seiner vielfältigen Landschaft zum Reisen ein. Doch als Touristendestination konnte sich der westafrikanische Staat bisher noch keinen Namen machen – anders als seine westlichen Nachbarn Togo und Ghana, die bereits gut am Fremdenverkehr verdienen.

Im Gegensatz zum erdölreichen Nigeria lockt das Land kaum Investoren aus dem Ausland an. Benin hat weder nennenswerte Bodenschätze, noch ist der schmale Landstrich zwischen Togo im Westen, Nigeria im Osten, Burkina Faso und Niger im Norden von großem strategischem oder logistischem Interesse. Benin ist nicht nur klein – mit etwa 113.000 Quadratkilometern entspricht die Landesgröße einem Drittel der Bundesrepublik – sondern auch relativ unscheinbar. Allerdings nur auf den ersten Blick.

Denn das einst einflussreiche Königreich Dahomey, Zentrum westafrikanischer Schnitzkunst, hat landschaftlich und kulturell viel zu bieten. Benin ist die Heimat des Voodoo, einer mittlerweile offiziell anerkannten Religion, die animistischen Geisterglauben mit christlicher Mythologie verbindet. Im Norden des Landes liegt die größte Wildschutzzone Westafrikas, der Pendjari-Nationalpark mit seinen Elefanten, Krokodilen und Raubkatzen. Ganvié, einer der wenigen touristisch erschlossenen Orte im Lac Nokoué in der Nähe der Hauptstadt Porto Novo, ist die größte Pfahlbausiedlung des Kontinents, auch „Venedig Westafrikas“ genannt. Dort leben die Menschen von der Fischerei in der Lagune, der Handel findet auf einem „schwimmenden Markt“ kleiner Holzboote statt. Der Küstenort Ouidah erinnert in seinem ethnographischen Museum daran, dass dort im 18. Jahrhundert das Zentrum des Menschenhandels lag – die Endstation endloser Sklavenkarawanen vor ihrer Verschiffung in die „neue Welt“.

Dieses dunkle Kapitel der Geschichte liegt nun schon lange zurück – und doch gelingt Benin nicht der entscheidende Entwicklungsschritt nach vorn. Die westafrikanische Republik gehört den Vereinten Nationen zufolge zu den 15 ärmsten Ländern der Welt. Das Pro-Kopf-Einkommen der insgesamt 8,2 Millionen Einwohner liegt unter 500 Euro pro Jahr, ein Drittel der Bevölkerung lebt in extremer Armut. Nur jeder zweite Einwohner hat Zugang zu sauberem Trinkwasser und nur jeder fünfte zu sanitären Einrichtungen. Die Gesundheitsversorgung ist vor allem im Norden des Landes miserabel, die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 50 Jahren und die Kindersterblichkeit ist hoch.

Zentral für die Probleme Benins ist die Bildungsmisere. Nach UN-Schätzungen liegt die Analphabetenquote der Einwohner über 15 Jahren bei 60 Prozent, inoffizielle Zahlen gehen von über 70 Prozent aus – eine der höchsten Analphabetenquoten Afrikas. Das war gegen Ende der Kolonialzeit noch anders, damals galt das Land als „Quartier Latin“, als Bildungshochburg Westafrikas. Heute beträgt die durchschnittliche Dauer des Schulbesuchs nicht einmal ein Jahr – obwohl vom sechsten bis zwölften Lebensjahr Schulpflicht besteht. Da aber vor allem auf dem Land nicht genügend Schulen existieren, kann dort nur ein Drittel der schulpflichtigen Kinder die Grundschule besuchen. Viele Eltern können sich keine Schulbücher leisten

und brauchen ihre Kinder außerdem als Arbeitskräfte auf dem Feld oder im Haushalt. Deshalb können die wenigsten Familien alle ihrer Kinder zur Schule schicken, vor allem Mädchen kommen oft zu kurz.

Doch die ehemalige französische Kolonie hat auch Erfolgsgeschichten zu erzählen. 60 verschiedene ethnische Gruppen, die neben der Amtssprache Französisch insgesamt etwa 90 Stammessprachen und Dialekte sprechen, sowie unterschiedliche Glaubensgemeinschaften, darunter Christen im Süden und Anhänger des Islam im Norden, leben in dem Land relativ problemlos mit- und nebeneinander. Anfang der neunziger Jahre gelang Benin ein friedlicher Übergang von diktatorischen zu demokratischen Verhältnissen, der beispielhaft für andere afrikanische Staaten war. Mit dem „zivilen Putsch“ im Februar 1990, der Abkehr vom Marxismus-Leninismus und der anschließenden Präsidentschaftswahl wurde erstmals ein afrikanischer Diktator auf demokratische Weise seines Amtes enthoben. Seit mehr als 17 Jahren befindet sich die Präsidielle Republik Benin in einem Reform- und Demokratisierungsprozess. Offizielle Hauptstadt ist Porto-Novo; fast alle Ministerien und das Präsidiialamt befinden sich jedoch in der wirtschaftlich wichtigsten Stadt des Landes Cotonou.

Seit 1991 haben vier Präsidentschaftswahlen stattgefunden, deren Verlauf friedlich, wenn auch nicht immer unumstritten war. Bei den ersten drei standen sich jeweils Mathieu Kérékou, der das Land von 1972 bis 1989 diktatorisch regierte, und Nicéphore Soglo, ehemaliger Exekutivdirektor bei der Weltbank, gegenüber. Die ersten Wahlen nach Ende der Diktatur gewann 1991 Soglo; Kérékou konnte die Wahlen 1996 und 2001 für sich entscheiden. Bei der letzten Wahl vor einem Jahr gewann Yayi Boni mit 75 Prozent der Stimmen eindeutig – er gilt als Hoffnungsträger für die desolate Wirtschaftslage.

Das Land ist zwar seit dem Ende der sozialistischen Ära marktwirtschaftlich ausgerichtet, der Transformationsprozess aber lange noch nicht abgeschlossen. Die makroökonomische Situation ist soweit stabil, in den letzten zehn Jahren erzielte Benin Wachstumsraten zwischen vier und sechs Prozent. Die Inflation scheint unter Kontrolle, die Regierung verfolgt eine relativ solide Fiskalpolitik. Trotz dieser Erfolge gelang es der Regierung aber nicht, die Armut deutlich zu verringern. Angesichts des hohen Bevölkerungswachstums von drei Prozent wäre dazu ein Wirtschaftswachstum von mindestens acht Prozent erforderlich. Doch daran ist bei der aktuellen Wirtschaftslage nicht zu denken. Die Wirtschaft Benins basiert größtenteils auf der Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe sind kaum entwickelt. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung arbeiten als selbständige Bauern oder Landarbeiter, meist in Kleinbetrieben mit traditionellem Brandrodungsfeldbau. Die Familienbetriebe bauen vor allem Yams, Maniok und Mais an – zum

größten Teil zur Selbstversorgung. Palmöl, Baumwolle und Edelhölzer werden exportiert.

Zu den strukturellen Schwächen der Wirtschaft zählt die extreme Abhängigkeit des Außenhandels von der Baumwolle, sie erwirtschaftet zwischen 70 und 80 Prozent der Exporterlöse. Doch im Weltmarkt spielt Benins Anteil an der Baumwollproduktion nur eine untergeordnete Rolle. Benin ist somit völlig vom Geschehen auf dem Baumwollweltmarkt abhängig, der durch erhebliche Subventionen in anderen Weltregionen geprägt wird. Besonders die US-Baumwollbauern exportieren einen Großteil ihrer mit hohen Subventionen erzeugten Überschüsse und tragen so zum weltweiten Preisverfall bei.

Die Wirtschaftspolitik des Landes zielt darauf ab, verstärkt ausländische Investoren ins Land zu locken. Benin kann dabei auf die stabile politische Lage und die Integration des Landes in regionale Wirtschaftszonen verweisen. Die Republik ist Mitglied sowohl der Wirtschaftsgemeinschaft Westafrikanischer Staaten als auch der Westafrikanischen Wirtschafts- und Währungsunion. Die gemeinsame westafrikanische Währung Franc CFA ist fest an den Euro gebunden (1 Euro entspricht in etwa 656 CFA) und hat erheblich zur monetären Stabilität der Region beigetragen. Doch die meisten Investoren werden durch die Korruption abgeschreckt und beklagen angesichts des schwachen Justizsystems das Fehlen von Rechtssicherheit.

Die größten Herausforderungen Benins sind die Bekämpfung von Armut und Krankheiten wie Aids, Alphabetisierung der Bevölkerung, Bekämpfung der Korruption, Dezentralisierung des Staatsaufbaus, Förderung der Frauen in der Gesellschaft, Reduzierung von Bevölkerungswachstum und Arbeitslosigkeit, Verhinderung von Waldsterben und Umweltverschmutzung. Zentral für die Bewältigung dieser Aufgaben ist – wie gesagt – die Bildungspolitik. Und in diesem Bereich hat Benin den größten Nachholbedarf.

11. Versetzung gefährdet – Schlechte Noten für das Bildungssystem

Ginge es um die Versetzung in die nächste Klasse, wäre das Land Benin ein Wackelkandidat. Oder, um in der Sprache der Lehrer zu bleiben: Der Schüler hat sich angestrengt, erreicht aber nicht das Klassenziel. Auf den ersten Blick zeichnen die Zahlen, die das Bildungsministerium im „Plan Decennal de Developpement du Secteur Educatif“ vom Dezember 2005 veröffentlicht, zwar ein positives Bild. Seit den Achtziger Jahren ist die Einschulungsrate in Benin stetig gestiegen: 1980 wurden noch 68 Prozent der Kinder im Schulalter von etwa sechs Jahren eingeschult, 1992 genossen 71 Prozent dieses Privileg, 1999 dann 77 Prozent. Die letzten Zahlen von 2004 sprechen sogar von stolzen 96 Prozent.

Doch das bedeutet nicht, dass fast alle Kinder zur Schule gehen. Denn von 100 eingeschulerten Kindern, so der Bericht des Ministeriums weiter, bleiben nur 50 Kinder bis zum Grundschulabschluss. Die Hälfte geht vorher ab – weil sie den Eltern im Haushalt und auf dem Feld hilft oder sich den Lebensunterhalt selbst verdienen muss. Weil keiner für die Kinder das Schulgeld zahlen kann. Weil sie aus diesen Gründen die Klasse zu oft wiederholen müssen. Oder weil sie schlicht keinen Sinn mehr im Schulbesuch sehen.

Die Lage hat sich zwar in den vergangenen zehn Jahren stetig verbessert, von im Schnitt 20 (1994) auf 50 Prozent (2004) Kindern mit Grundschulabschluss. Das lässt auf eine steigende Tendenz hoffen. Doch vor allem die Situation der Mädchen ist nach wie vor katastrophal: Nur 37 Prozent von ihnen beenden die Grundschule – auf dem Stand waren die Jungen in Benin bereits vor zehn Jahren. Heute schneiden die Jungs mit 62 Prozent wesentlich besser ab.

Nicht nur Geschlecht sondern auch Herkunft ist für den Schulabschluss entscheidend. Auf dem Land, vor allem im armen Norden in den Départements Borgou und Alibori müssen die Kinder bei der Baumwollernte helfen, für den Schulbesuch bleibt wenig Zeit. Nur 14 Prozent der Mädchen und 39 Prozent der Jungen beenden dort die Grundschule. Zum Vergleich: In den städtischen Schulen sind es 47 Prozent der Mädchen und 70 Prozent der Jungen.

Die Bildungsmisere lässt sich nicht wegdiskutieren. Dabei scheint, zumindest theoretisch, für alles gesorgt zu sein. Das „Ministère de l'Éducation Nationale, de la Culture, de la Jeunesse et des Sports“ (Ministerium für Bildung, Kultur, Jugend und Sport) kümmert sich seit 1975 um alle politischen Bildungsbelange, in den letzten fünf Jahren teilten sich sogar vier Ministerien diese Aufgabe. Die Aufteilung der Zuständigkeiten war vermutlich ein zentrales Problem bei der Koordinierung von Projekten. Für die Grundbildung verantwortlich ist das „Ministère des Enseignements Primaire et Secondaire“, das als eines der wenigen Ministerien weit ab präsidentialer Kontrolle in Porto Novo sitzt.

Das Schulsystem entspricht dem Frankreichs: Die ersten sechs Jahre der „Ecole primaire“ (Grundschule) schließen die Schüler mit dem „Certificat d'Études Primaires“ (CEP) ab. Wer diese Prüfung besteht, darf sich für weitere sieben Jahre der „Ecole Secondaire Général“ (vergleichbar mit der deutschen Gesamtschule) auf dem Lycée oder Collège einschreiben. Nach vier Jahren erlangen die Schüler das „Brevet d'Études du Premier Cycle“ (BEPC), nach weiteren drei Jahren – entweder mit Schwerpunkt Literatur, Wirtschaft oder Technik – gibt es das „Baccalauréat“ (Abitur). Das traurige Resultat: Nur 10 Prozent der Schüler erreichen dieses Ziel.

Viele Kinder können, selbst wenn ihre Eltern das wollen, die Schulzeit nicht beenden. Denn gerade auf dem Land existieren noch zahlreiche Grundschu-

len, die gar nicht die obligatorischen sechs Jahre Unterricht anbieten. Dort ist die Schulzeit eben schon nach vier oder fünf Jahren beendet – 40 Prozent der Landjugend besuchten 2002 eine solche Dorfschule. Da die nächste Schule oft weit entfernt ist und die Kinder diese Strecke zu Fuß laufen müssen, ist ein Wechsel an eine höhere Schule im nächsten Dorf meist undenkbar.

Hauptursache für die Bildungsmisere ist jedoch nicht allein das Schulsystem, sondern vor allem die Bildungsvermittlung: Erstens gibt es zu wenig und unpassendes Unterrichtsmaterial. Das Bildungsministerium hat zwar – mit finanzieller Hilfe der amerikanischen Hilfsorganisation USAid – einheitliche Bücher für die Fächer Französisch, Mathematik und seit neuestem auch für Geschichte herausgegeben. Künftig soll jedes Kind ein eigenes Buch für ein Jahr von der Schulbibliothek ausleihen können. Doch die Realität sieht anders aus: Meist müssen sich zwei Kinder oder mehr ein Buch teilen und können sich deshalb schlecht auf die nächste Stunde vorbereiten. Da fragt man sich, wo die acht Millionen Dollar, die die Amerikaner für Bildungsprojekte im Jahr ausgeben, eigentlich gelandet sind.

Viele Dorfschulen sind noch gar nicht mit dem neuen Material bestückt und bedienen sich Bücherspenden aus Frankreich. Diese gut gemeinten Spenden führen zu der bizarren Situation, dass Kinder in Benin etwas über die Feldzüge Napoleons lernen statt über das Königreich von Dahomey und die Geschichte ihres Heimatlandes ganz allgemein. In Gesellschaftskunde besprechen sie mit dem Lehrer den Anbau von europäischen Kartoffeln statt von einheimischen Yamswurzeln – was für ihr eigenes Leben natürlich sinnvoller wäre.

Zweiter Grund: Lehrermangel. Im Schuljahr 2003-2004 fehlten an den öffentlichen Grundschulen insgesamt 7.000 staatlich bezahlte Lehrer. Die Schulen stellen deshalb längst zusätzliche, meist unzureichend ausgebildete Teilzeitkräfte oder Privatlehrer ein. Trotzdem hat sich das Schüler-Lehrer-Verhältnis in den letzten zehn Jahren verschlechtert: 1994 kamen im Schnitt 48,3 Schüler auf einen Lehrer, 2004 waren es 53,2. Das heißt: Die Klassen sind extrem groß, die Lehrer können kaum auf einzelne Schüler und ihre Probleme eingehen. Was das für den Unterricht bedeutet, beschreibt das nächste Kapitel.

Dritter Grund: Schlechte Lehrerausbildung. Während der Schulferien sollen die Lehrer in Seminaren auf die neuen Bildungsinhalte vorbereitet und pädagogisch geschult werden. Soweit die Theorie. Diese Bemühungen greifen jedoch zu kurz, die Unterrichtseinheiten sind zu oberflächlich, die Ratschläge zu allgemein. Den Lehrern fehlt eine fundierte Ausbildung, die wenigsten haben zumindest einen Universitätsabschluss.

Das Netzwerk zur Überprüfung erzieherischer Standards ist ausgesprochen grobmaschig. Zwar sollen Verbindungslehrer und Direktoren gemein-

sam über die Wissensvermittlung wachen. Doch immer wieder nutzen einzelne Lehrer ihre Rolle als unangefochtene Autorität, greifen zu Stock und Peitsche statt zu sanfteren Erziehungsmethoden oder vergreifen sich, wie die Mitarbeiterinnen von Population Services International aus der Praxis wissen, sogar sexuell an Schülerinnen. Was die Entwicklungshelferinnen besonders bestürzt: Das Ganze hat System, Schülerinnen steigen mit ihren Lehrern ins Bett für gute Noten und die Chancen auf einen Schulabschluss. Kontrolle oder Sanktionen müssen die Übeltäter unter den Lehrern selten fürchten.

Diese Zahlen und Fakten sprechen eine eindeutige Sprache: Das Schulsystem Benins hat auf ganzer Linie versagt. Das Land hat nicht genügend Schulen, zu große Klassen, wenig und unpassendes Unterrichtsmaterial, schlecht ausgebildete, unterbezahlte und deshalb unmotivierte Lehrer. Gleichzeitig sind die Kosten für den Schulbesuch zu hoch, viele Eltern können sich weder Unterrichtsmaterial noch Schuluniform für ihre Kinder leisten. Das führt dazu, dass nur die Hälfte der Schüler die verpflichtenden ersten sechs Jahre die Schulbank drückt und schließlich einen Schulabschluss erhält. Ein Besuch im Klassenzimmer zeigt, wie groß die Bildungsmisere ist – und dass kleinste Kleinigkeiten fehlen.

12. Ohne Kreide und Lineal – Eine Schulstunde in Parakou

„Moi, moi!“ tönt es durch das dunkle Klassenzimmer. Die Kinderstimmen überschlagen sich. Wie Pfeile schießen die Ärmchen in die Luft. Aufmerksam, strebsam, wissbegierig. Lehrer Tamor Gounou sieht seine Erstklässler prüfend an. Nicht alle haben schon verstanden. Deshalb schreitet er noch einmal zur Tafel, fährt mit dem Stock die Linien des dort angezeichneten Dreiecks entlang. Wie die Gerade heißt, die Punkt A mit B verbindet, will er wissen. Jetzt hat auch der kleine Julien kapiert, wovon er spricht. „Je le sait“, platzt der Siebenjährige heraus und als der Lehrer ihn aufruft, springt er eifrig von der Bank, stellt sich kerzengerade in den Gang und verkündet mit stolzeschwellter Brust: „C’est la ligne AB, mon professeur!“.

Geometriestunde im Collège Academia, einer Privatschule in Parakou, der drittgrößten Stadt Benins. Wer dort sitzt, gehört bereits zu den Privilegierten: Das Schulgeld beträgt mit 90.000 Francs CFA pro Jahr – also etwa 150 Euro – mehr als viermal soviel wie an staatlichen Schulen. Die Lehrer werden besser bezahlt, haben zumindest Abitur und einige auch ein paar Semester an der Hochschule verbracht. Momentan – mitten im August – ist Ferienzeit, die Lehrer verdienen sich mit Sommerkursen ein zusätzliches Salär. 1.500 Francs CFA – 2 Euro, 50 Cent – kostet der sechswöchige Zu-

satzunterricht. Soviel kostet in Westeuropa ein Radiergummi – hier ist es mehr, als sich viele Eltern leisten können.

Deshalb sind die Klassen mit 20 Schülern nur ein Drittel so stark besucht wie sonst. Jedes Kind hat einen Platz auf einer der Holzbänke, ausnahmsweise muss keiner stehen oder auf dem Steinboden sitzen. Und ausnahmsweise hat der Lehrer Zeit zu warten, bis jeder Schüler den Stoff begriffen hat. Die sommerliche Nachmittagssonne scheint durch den schmalen Eingang, ein paar Strahlen fallen durch das brüchige Mauerwerk. Grau sind die Steine, fleckig und unverputzt. Sand vom Vorplatz weht in den Raum und um die Kinderfüße, der Rost am Wellblechdach zeugt vom ständigen Regenguss. Doch das scheint niemanden zu stören. Im Gegenteil: In der Schule sitzen die Kinder trocken, die erste Reihe sieht sogar, was an der Tafel steht.

Julien kneift die Augen zusammen. Im Halbdunkel der vorletzten Bank ist das Dreieck kaum zu erkennen. Außerdem fehlt ihm zum Abzeichnen ein Lineal. Sein Nachbar zur Linken hat auch keins, rechts von ihm teilen sich schon drei Mitschüler ein einziges. Und das ist vom häufigen Gebrauch ganz verschlissen, die Millimeterstriche kaum erkennbar, die Enden abgebrochen. „Ich kann meist froh sein, wenn überhaupt ein Lineal pro Klasse vorhanden ist“, sagt Lehrer Gounou. Wenn er selbst etwas an die Tafel malen will, schickt er einen Schüler zur Nachbarklasse – dort liegt das einzige große Geodreieck der Schule. Und die Kreidekiste. Über beides wird im Collège Academia streng Buch geführt.

Direktor Boni Abdoulaye Bawa verwaltet alles ganz genau – auch den Mangel. In seinem Zimmer steht der einzige Computer, dort tippt er eine Liste der benötigten Bücher und Übungshefte für das nächste Schuljahr ein. Im Regal neben ihm liegen, völlig zerfleddert und mit Notizen zugeschmiert, alte Unterrichtsmaterialien. Außerdem: Eine Weltkarte, ein Rechenschieber, ein Wörterbuch. Das ist alles. „Trotz Schulgebühren können wir uns mehr nicht leisten“, sagt Bawa.

Vor dem Schulgebäude, auf einer Schulbank unter einem Baum, sitzt der Schatzmeister der Schule. Boniface Ba-Sourou treibt dort jeden Morgen das Schuldgeld für den Tag ein. „Größere Summen trägt bei uns niemand mit sich rum“, sagt Ba-Sourou. Aus Angst vor Dieben? Der Schatzmeister lacht: „Nein, weil niemand soviel Geld auf einmal zur Verfügung hat“. Gibt es denn keine Stipendien vom Staat? Oder Kredite? Bekommen Kinder aus ärmeren Familien das Schulgeld zumindest teilweise erlassen? Der Mann schüttelt erstaunt den Kopf. Ein Staat der für die Bildung seiner Bürger zahlt – davon hat er noch nie etwas gehört. Fassungslos sieht er mich an: „Bildung ist doch privater Luxus, dafür hat das Land Benin kein Geld“.

13. On fait faire – Anleitungen zur Selbsthilfe

Lachend laufen sie nebeneinander her, drei Mädchen in Schuluniform, diesen kleinen beige-farbenen Hemdchen. Die erste trägt kurze Haare, die zweite Zöpfe, die ihr frech vom Kopf abstehen, die dritte schleppt einen schweren Ranzen auf dem Rücken. Und alle drei haben Schulhefte unter dem Arm, so als wären sie gerade auf dem Weg zum Unterricht. Ein typisches Bild auf jeder Straße – doch leider nicht in Fleisch und Blut, sondern vor allem auf Plakaten am Wegesrand.

„Toutes les filles à l'école“ heißt die Aufklärungskampagne, die das ganze Land überzieht: „Alle Mädchen in die Schule“. Die Initiatoren: Globale Akteure wie Unicef und Plan International, Amerikaner von USAid, Franzosen von Aide et Action und Dänen von Borne Fonden sind dabei – die Liste liest sich wie das Who is Who der Hilfsorganisationen.

Mouhamed Jacquet ist dennoch frustriert. „Was helfen gute Worte, wenn ihnen keine Taten folgen?“ fragt der Projektleiter der International Foundation for Education and Self-Help, kurz IFESH. Das Bildungssystem sei kein einsamer Kranker. „Dieser Patient schleppt eine ganze Epidemie an Gesellschaftsproblemen mit“. Arbeitslosigkeit, Verbreitung von Krankheiten, Hunger. Grundbildung ist eine Stellschraube im System. IFESH will an dieser Schraube drehen. Die Stiftung, vor knapp zehn Jahren von einem amerikanischen Pfarrer gegründet, wird von der internationalen Hilfsorganisation USAid finanziert und kümmert sich um die einheitliche Ausbildung der Lehrer.

„Auf dem Papier ist soweit alles okay, nur an der Umsetzung hapert es“, weiß Jacquet aus seiner Erfahrung mit einem Drittel der 85 Schulbezirke landesweit. „Die wenigsten Lehrer haben selbst die Universität abgeschlossen, von Pädagogik wenig Ahnung, ihre Bezahlung ist unregelmäßig und schlecht“, sagt Jacquet. Die Leute wüssten einfach nicht, wie sie ihre eigene Lage verbessern können. Sein hartes Urteil: Den Menschen fehlen Motivation und Planung. Das Motto von IFESH: „On fait faire“ – Hilfe zur Selbsthilfe.

In der Praxis bedeutet das: Mehrwöchige Fortbildungsseminare für die Lehrer in den Schulferien, an denen sie teilnehmen müssen, und während der Unterrichtszeit eine scharfe staatliche Kontrolle. Ein enges „pädagogisches Netzwerk“ aus Direktoren, Beamten und Beratern soll verhindern, dass einzelne Lehrer sich nicht an die Vorgaben halten. Einheitliches Unterrichtsmaterial und Bewertungsbögen helfen ihnen bei der Vorbereitung.

Um auch alle anderen Missstände im Bildungssektor zu beheben, hat der Staat Benin sich außerdem von IFESH und anderen NROs beraten lassen und einen Zehnjahresplan gemacht: Den „Plan Decennal de Developpement du

Secteur Educatif 2006-2015“. Die Grundbildung soll wesentlich in drei Punkten verbessert werden: (1) Besserer und gerechterer Zugang zum Bildungssystem, (2) höhere Abschlussquoten und (3) höhere Unterrichtsqualität.

Die To-Do-Liste der Bildungsträger ist lang: Abschaffung des Schulgeldes, kostenloses Unterrichtsmaterial für alle Schüler; günstiges Kantineessen auf den Schulhöfen, damit die Kinder Mittags nicht den langen Weg nach Hause laufen müssen; Bau von 25.000 weiteren Klassenräumen, damit die Kinder ein Dach über dem Kopf haben; Einstellung von 35.000 Lehrern und vor allem Lehrerinnen, um bis 2015 die Relation von 53 auf 40 Schüler pro Lehrer zu verbessern; landesweite Kampagnen zur Förderung der Mädchenbildung.

Vor allem an dem letzten Punkt – an der Einschulungsrate der Mädchen – wird sich der Erfolg des Zehnjahresplanes messen lassen. Romain Babagbe-to von Unicef ist optimistisch: Das Hilfswerk der Vereinten Nationen hat mit seinem Projekt Educom – Education et Communauté – in den vergangenen Jahren sehr gute Erfahrungen gemacht. Vor allem das System „fille pour fille“, die Betreuung jüngerer Schülerinnen durch ältere, hat sich dem Bildungsbeauftragten von Unicef zufolge bewährt: „Wir müssen diese Ansätze allerdings noch ausbauen – und dann im ganzen Land verbreiten“. Denn noch konzentrieren sich viele gute Projekte im Süden des Landes, der ländlich geprägte Norden ist weitgehend abgeschnitten.

14. Junge oder Mädchen, Stadt oder Land – Zwei Begegnungen

Baumwollbauer Chabi Mamoudou bringt das Bildungsdilemma auf den Punkt. Ob er alle seine sechs Kinder zur Schule schicken würde, will ich bei meinem Besuch in Banikoara, einer kleinen Stadt im Norden Benins, von ihm wissen. Er habe zwei Buben und drei Mädchen, antwortet er knapp. Für mich ist das keine Antwort. Und – gehen die Mädchen auch zur Schule? Begeistigt sieht er mich an: „Wozu soll meine Tochter denn lesen und schreiben lernen? Kinder bekommt sie doch auch so!“

So sehr mir seine Antwort missfällt – irgendwie kann ich den Mann verstehen. Bildung ist für ihn ein teurer Spaß. 17.000 CFA betragen die Schulgebühren pro Kind und Jahr (etwa 30 Euro). Uniform, Bücher, Hefte und Stifte für gut und gerne noch einmal das Doppelte muss Baumwollbauer Mamoudou für jeden seiner Söhne Cefadine und Akim zahlen. Vom Staat bekommt er nichts geschenkt. 180 Euro – das sind insgesamt gut drei Monateinkommen allein für die Schulausbildung seiner Kinder. Und das auch nur, weil der Bauer sich nicht auf die miserablen Baumwollpreise verlässt, sondern nebenher mit dem Handel von Knöpfen und anderen Kleinigkeiten

ein wichtiges Zubrot verdient. Bei diesen Summen ist es kein Wunder, dass sich vor allem im besonders armen Norden Benins viele Eltern genau überlegen, welchen Spross sie nach den vorgeschriebenen sechs Schuljahren aufs weiterführende Collège schicken.

Bei im Schnitt fünf bis sechs Kindern pro Frau gehen die Töchter in den meisten Fällen leer aus. Zeitweise versuchte der Staat, das Schulgeld für Mädchen zu reduzieren oder ganz zu streichen – um damit einen finanziellen Anreiz zu geben. Doch die Staatskasse ist leer, die Klassenräume mehr als sanierungsbedürftig und die Lehrer werden schlecht bezahlt – wenn überhaupt. Deshalb ist auch diese generöse Maßnahme vom Tisch.

Statistisch betrachtet ist die Wahrscheinlichkeit einer guten Schulbildung von zwei Faktoren abhängig: Herkunft und Geschlecht. Während 70 Prozent der Jungen in der Stadt die Grundschule beenden, erreichen dies nur 14 Prozent der Mädchen auf dem Land. Die Chancen sind ungerecht verteilt – wer auf dem Land wohnt, hat es schwerer – weil die Eltern oft Analphabeten sind, wenig Geld in die Ausbildung ihrer Kinder stecken können und die nächste Schule weit entfernt liegt. Mädchen sind besonders stark betroffen, sie müssen oft ihren Brüdern den Vorrang lassen und werden im Haushalt gebraucht.

Ungleiche Bildungschancen haben schwerwiegende Folgen, nicht nur für den Lebensweg des Einzelnen sondern auch für sein Selbstwertgefühl. Was es in Benin bedeutet, als Junge oder Mädchen geboren zu sein und in der Stadt oder auf dem Land zu leben – das sollen die nächsten zwei Portraits von Yves Eke und Félicienne Kohome zeigen. Die zwölfjährige Félicienne kenne ich schon seit drei Jahren, wir schreiben uns Briefe, sie ist mein Patenkind, vermittelt von der Hilfsorganisation Plan International. Félicienne lebt mit ihrer Familie in einem kleinen Dorf im Südwesten des Landes. Yves, zweiundzwanzig Jahre alt, studiert im Wirtschaftszentrum Cotonou, unterstützt von der deutschen Privatinitiative Projet Maison Dogbo. Zwei Begegnungen in Benin:

Felicienne Kohome, Schülerin aus Benigbe:

Begrüßung in Benigbe. Ein sonniger Montagmittag im August in einem kleinen Dorf der Gemeinde Lalo im Bezirk Couffo, etwa 150 Kilometer von der Großstadt Cotonou entfernt. Kurz: Im tiefsten Busch Benins. Am Dorfeingang empfängt mich mein Patenkind Félicienne, schreitet mit schüchtern gesenktem Kopf auf mich zu, gießt einen Schluck Schnaps auf den Boden – als freundliche Geste für die Voodoo-Götter – und drückt mir ein selbst gebasteltes Blumengesteck in die Hand. Überglücklich strahlt sie

mich an. Sie sieht viel fröhlicher und reifer aus als auf den Fotos, die ich bisher Jahr für Jahr von Plan geschickt bekomme. Vor mir steht kein kleines Mädchen – sondern eine lebenslustige, wenn auch reichlich verlegen wirkende junge Frau.

Ich bin auf einmal skeptisch: Ob sie es wirklich ist? Eine Verwechslung? Oder gar Betrug? Mir kommt die übliche Kritik an Patenschaften in den Sinn: Mit traurigen Augen kleiner Kinder appellieren die Hilfsorganisationen werbetreibend an große Spenderherzen und deren Portemonnaie, heißt es oft. Die gesammelten Gelder landen dann doch nur in der Verwaltung oder in den Händen korrupter Dritte-Welt-Eliten. Von diesen Vorurteilen – die abgeklärt klingen sollen und doch oft nur das bequeme Desinteresse der Wohlhabenden am Rest der Welt kaschieren – wollte ich mich nicht abspesen lassen. Ich bin hier, um mir selbst ein Bild von meinem Patenkind und den Projekten vor Ort zu machen.

Auf der Hinfahrt über Schotterpisten und Feldwege holperte der Geländewagen – kalt wie ein Gefrierschrank, der Fahrer ist offenbar ausgesprochen stolz auf seine Klimaanlage – an Schulen, Latrinen und Krankenstationen vorbei. An den Gebäuden prangt der blaue Schriftzug von Plan International, deren Projekte ich monatlich mit meiner Spende unterstütze. „In drei Gemeinden stehen heute Brunnen“, erzählt mein Plan-Begleiter Oumarou Koala, „die Bevölkerung hilft bei der Wassergewinnung, hier fasst jeder mit an“. Das Prinzip Selbsthilfe scheint sich jedoch noch nicht überall herumgesprochen zu haben. Überall das gleiche Bild: Kleine Kinder in viel zu großen Hemden winken uns zu. „Yovo, Yovo, donne moi un cadeau!“ Geschenke wollen sie haben von der Weißen – es passiert nicht oft, dass sich eine Hellhäutige in dieses entlegene Nest verirrt. Franzosen waren schon da, erinnert sich mein Begleiter. Deutsche noch nie.

Als ich aus dem Wagen steige, ist der Andrang groß. Schätzungsweise hundert Bewohner kommen angerannt, lärmen aufgeregt durcheinander, begutachten mich neugierig. Sie haben den ganzen Tag auf mich gewartet. Die Jüngeren berühren meine Arme, ergreifen meine Hand. Die Menge zieht mich mit. Das ganze Dorf hat sich auf dem Dorfplatz unter einem großen Baum versammelt. Ich soll mich auf die gepolsterte Bank in ihrer Mitte setzen, bedeuten mir die Menschen mit einladender Geste. Ein älterer Mann nickt wohlwollend, geradezu majestätisch. Der Dorfälteste, wie sich rausstellt, außerdem Großvater meines Patenkindes. Ich schüttele ehrfürchtig seine faltige und doch erstaunlich kräftige Hand. Welche Würde alte Menschen verströmen können!

Neben mir nehmen Félicienne und ihre Mutter mit dem jüngsten Nachwuchs Platz. Das Baby grapscht nach den Brüsten seiner Mutter, zieht sie mit einem Ruck unter dem Kleid hervor, legt die Lippen an, saugt gierig.

Die Frau lacht. Kein Anflug von Scham. Nur Belustigung über meinen verwunderten Blick. Félicienne reicht mir eine Schale Wasser zur Erfrischung, dann – die Geste ist wirklich rührend – Kekse für den weit gereisten Gast. Ich würde sie gern fragen, woher in aller Welt sie die französischen Butterkekse bekommen hat und sagen, dass ich seit neustem lieber Couli-Couli, afrikanische Erdnuss-Knabberstangen, esse. Doch für mein Lob über lokale Spezialitäten ist jetzt keine Zeit.

Denn nun beginnt der schönste Teil der Zeremonie: Trancetanz und Tamtam. Im Takt der Trommelschläge bewegt sich eine Gruppe junger Frauen die Hüften schwenkend auf uns zu. Ihre weiß bemalten Hände zeichnen Figuren in die Luft, im Rhythmus dazu klirren schön verzierte Silberreifen an ihren Armen. Die schmalen Oberkörper in bunt gemusterten Gewändern wiegen sich vor und zurück. Plötzlich durchfährt ein wildes Zucken ihre Körper, sie schütteln sich, als ergreife eine fremde Macht von ihnen Besitz. So sieht wohl Ekstase bei Voodoo-Zeremonien aus, wenn der Geist den Gläubigen reitet, denke ich. Im Süden ist der animistische Glaube, seit wenigen Jahren vom Staat Benin als Religion anerkannt, weit verbreitet. Doch hier ist die Trance nur Tanz, erklärt mein Plan-Begleiter: „Nur ein Teil der Choreographie“.

Neben mir sitzt Félicienne und sieht mich mit großen Augen an. Ob sie sich freut, dass ich gekommen bin? Ob ich wiederkommen soll? Die Kleine nickt. Sprechen will sie offenbar nicht. Wie wichtig ihrer Familie das Treffen ist, muss sie auch nicht in vielen Worten sagen. Das sehe ich sofort: Mutter und Tochter tragen neue Kleider, der blaugelbe Batikstoff mit weißer Spitze steht ihnen gut. Eine zarte goldene Kette betont den schlanken Hals von Félicienne, Ohringe geben ihrer kräftigen Figur einen mädchenhaften Charme. Die kurzen Haare sind zu vielen kleinen Zöpfen auf dem Kopf geflochten.

In ihrem Schoß liegt mein Geschenk, ein Lederball. Sie spiele gern Handball, hatte sie zuvor geschrieben. Geradezu ehrfürchtig streichen ihre großen Hände über den Kinderatlas, den ich ihr mitgebracht habe. „Dort liegt Europa, dort ist meine Heimat, Deutschland“, sage ich und zeige auf den kleinen Fleck auf der Karte. „Dort ist Paris, da ist der Flieger zwischengelandet“. Diese Worte wirken auf einmal so deplaziert, Félicienne sieht mich fragend an.

Mein Patenkind singt und malt gern, trifft sich mit Freundinnen zum Tanzen und Seilspringen. Ihr Berufswunsch: Hebamme. So stand es in den Briefen aus Benin, die ich während meiner dreijährigen Patenschaft einmal jährlich von ihren Betreuern empfang. Sie geht in die sechste Klasse, ihre Schule ist 30 Minuten Fußmarsch entfernt. Leider kann sie für ihr Alter noch nicht besonders gut schreiben. Sie malt lieber Bilder, kindliche Zeichnungen von

der Arbeit auf dem Feld oder davon, wie sie den Wasserkrug auf dem Kopf nach Hause transportiert. Einfach aber idyllisch – so habe ich mir ihr Leben bisher vorgestellt.

Die Realität ist dann doch ernüchternd: Die Lehmhütte, in der sie mit ihrer Mutter und den vier Geschwistern lebt, ist ein äußerst bescheidenes Heim. Ein Moskitonetz an der Decke, darunter Matten als Schlafplatz für die ganze Familie. Ein paar Kisten und Töpfe in der Ecke, vor der Tür die Feuerstelle. Sonst nichts. Die Buntstifte, die ich Félicienne vor ein paar Monaten geschickt habe, verwahrt der Vater in seiner Hütte nebenan. Erst jetzt wird mir bewusst, welche Luxusgüter ich da verschenkt habe. Der knallbunte Regenbogen auf der Verpackung der Stifte wirkt seltsam fremd in dieser lehmfarbenen Welt.

Nach langen Reden voller Demut und Dankbarkeit für meine Spenden – die mir, um ehrlich zu sein, ziemlich peinlich sind – beschämen mich meine Gastgeber noch mit einem großzügigen Abschiedsgeschenk: Ein gewaltiger Obstkorb voll mit frischen Orangen, Bananen und Ananas sowie zwei Flaschen Sodabi, selbst gebranntem Palmweinschnaps. Dann hält Félicienne mir noch eine besondere Kostbarkeit unter die Augen: Zwei Hühner für den Kochtopf. Noch sind die Viecher allerdings quicklebendig. Ich nehme sie dankend, wenn auch etwas verunsichert, an. Wie soll ich denn die Dinger transportieren? Und erst kochen? Félicienne zeigt auf den Hals, dort wo ich das Messer später ansetzen muss. Und grinst. Sie hat sehr wohl verstanden, dass ich zwar weit gereist bin – aber von diesen einfachen Dingen schlicht keine Ahnung habe.

Die persönliche Begegnung macht mich immer noch stutzig. Félicienne wirkt wesentlich reifer als auf den Bildern, nicht zwölf, sondern mindestens sechzehn, wenn nicht achtzehn Jahre alt. „Vermutlich ist sie wirklich älter, wir wissen das nie so genau“, räumt der Animateur von Plan, Antoine Djete, ein. Seine Vermutung: Geburtsurkunden gibt es erst seit Kurzem und da auch die älteren Kinder, die erst seit ein paar Jahren in die Schule gehen, ihre Grundbildung noch abschließen sollen, schummeln die Eltern meist bei der Altersangabe. Und überhaupt – beim Alter nehmen es die Afrikaner nicht so genau.

Aber die strengen Gesichtszüge? Auf den Bildern, die ich vorher gesehen habe, wirken sie geradezu männlich hart, vom Leben gezeichnet. Vorsichtig packe ich meine Kamera aus, lächele das Mädchen vor mir an und drücke ab. Tatsächlich: Das eben noch fröhliche Lachen weicht einem ernsten Blick. Fotografieren, erklärt mir Antoine, ist hierzulande eine seriöse Sache, da wird nicht albern rumgegrinst. Auf dem Display meiner Digitalkamera sehe ich die Félicienne, der ich alle paar Monate kleine Geschenke und ein paar Zeilen über mein Leben in Europa schicke. Vor mir steht eine andere

Félicienne, nämlich die, die sich seit Wochen auf diesen Tag gefreut hat – und nun feierlich ernst blickt. Kaum nehme ich die Kamera herunter, entspannen sich ihre Gesichtszüge wieder, sie lächelt verschmitzt. Ich vergesse auf einmal alles, was ich über die Kultur ihrer Ethnie, der stolzen und historisch bedeutsamen Adja, gelesen habe, und nehme sie einfach in den Arm. Afrikanische Sitten hin, europäische Bräuche her – die Geste kommt an. Und ich bin erleichtert: Sie ist es wirklich, mein Patenkind Félicienne.

Yves Eke, Student aus Cotonou:

Auf dem Marché Ganhi, mitten in der Metropole Cotonou. Menschenmassen schieben sich durch die schmalen Gassen zwischen den Marktständen, fettiger Dampf steigt aus den Garküchen, die Stimme von Angelique Kidjo klingt aus mannshohen Lautsprechern. Neben der Box steht ein junger Mann und versucht, die bekannteste Sängerin Benins noch zu übertönen: „600 CFA sind zu teuer, ich zahle nur 400. Mehr nicht.“, Yves Eke sieht den Händler fordernd an. Der Landsmann hält ihm geschäftstüchtig eine zweite CD unter die Nase: „Ich gebe Dir beide für 1.000. Freundschaftspreis“.

Ich sehe mir die Szene aus ein paar Metern Entfernung an. Geschäfte machen – das ist Yves Bühne. Damit der 22-Jährige besser verhandeln kann, bleibe ich im Hintergrund. Denn wenn der Verkäufer merkt, dass die CD ein Souvenir für eine Touristin aus Europa ist, dann diskutiert er gar nicht erst. „Ihr Weißen seid reich“, höre ich oft von afrikanischen Händlern, die von mir den dreifachen Preis verlangen. Nach sechs Wochen in Schwarzafrika habe ich aufgehört, mich über diese Diskriminierung zu empören. Ich habe gelernt, dass Preise nicht fix sind und ihre Bildung eigenen Regeln unterliegt. Und lasse, wenn möglich, meine Beniner Freunde verhandeln.

So wie Yves, der an einer Fachschule in Cotonou im ersten Semester Marketing studiert – und eigentlich jetzt nicht über CD-Preise verhandeln, sondern in der Bibliothek lernen sollte. Der junge Beniner, sportlich und mit 1,75 Metern für einen Beniner recht groß, erinnert mich an meinen kleinen Bruder Andreas: ein charmanter Kerl, Basketballspieler und Organisations-talent, der in der Clique den Ton angibt und meist seinen Kopf durchsetzt. Beide sind sie ehrgeizig, wollen eines Tages am liebsten Chef eines Unternehmens sein – mit dem Unterschied, dass es davon in Benin anders als in Deutschland herzlich wenige gibt. Das kleine Land hat weder Großindustrie noch Mittelstand in europäischem Sinne. Vielleicht macht Yves deshalb seinen eigenen Laden auf, „am liebsten irgendetwas in der Textilbranche“.

Denn in dem Metier kennt er sich aus: Einmal pro Woche kauft er vom Großhändler Klamotten auf dem Markt und vertickt sie hinterher an seine Freunde weiter. Die Geschäftsidee ist simpel: Yves weiß, was seine Kame-

raden mögen, ist als erster am Hafenanleger zur Stelle, wenn die neue Lieferung kommt, kennt die Händler mit den besten Stoffen – und bekommt bei ihnen einen Sonderpreis. Seine Ausbeute: T-Shirts mit flotten Sprüchen, gestreifte Hemden mit festem Kragen, hellblaue Jeans. Alles Secondhand, zu kleinen Päckchen geschnürte Kleiderspenden aus Europa, in Containern gesammelt vom Roten Kreuz und anderen Hilfsorganisationen. „Die Qualität der getragenen Westware ist besser als die neuer heimischer Produkte“, sagt Yves, der sich selbst gern sportlich kleidet. „Außerdem sind die Sachen modisch und nicht typisch traditionell“. Wieso wir Europäer unsere Klamotten einfach so verschenken, versteht er nicht. Auch nicht, dass diese gut gemeinten Spenden die Textilindustrie in Benin ruinieren. Und es interessiert ihn auch nicht besonders.

Denn für Yves ist der Klamottenhandel ein lukratives Geschäft: Im Schnitt 10.000 CFA – etwa 15 Euro – kommen im Monat zusammen. Das ist relativ schnell verdientes Geld. Einige seiner Freunde fahren Zemiðjan, kurven auf ihren Mofataxis, meist notdürftig reparierte alte Maschinen, um die Löcher der wenigen geteerten Straßen, knattern mit ihren Zweitaktern über Sandpisten und Müllhalden. Das Tuch vor Mund und Nase hält kaum die Abgase zurück, die Haut juckt, die Augen sind blutunterlaufen und entzündet. Der Tageslohn für die Strapazen ist mit ein paar Euro dürftig.

Doch auch Yves bleibt nicht viel von seinem Nebenverdienst übrig: Von dem Geld kauft er Bücher, Hefte und Notizblöcke für sein Studium, leistet sich mal ein Bier, ein petite Béninoise, in der Studentenkneipe um die Ecke. Den größten Teil behält er allerdings nicht für sich, sondern schickt ihn seiner Mutter. Aus Dankbarkeit – weil sie ihn immer nach Kräften unterstützt hat. Weil sie immer für ihn da war. Und weil sie ihn, den jüngsten, ziehen ließ – in die ferne Stadt, fort aus Dogbo, einem kleinen Dorf im Südwesten des Landes.

Dort wurde Yves als jüngster von drei Brüdern geboren, wenige Tage nachdem sein Vater bei einem Verkehrsunfall starb. Sein Schicksal war damit eigentlich vorbestimmt: Arbeiten, Überleben, die Sippe zusammenhalten. Seine Mutter zog jeden Morgen mit dem Packesel zum Markt und verkaufte selbst gebackene Galette, kleine Maispfannkuchen, um ihre Kinder finanziell durchzubringen. Vom Staat oder der Verwandtschaft war wenig Hilfe zu erwarten. Der jüngste Sohn konnte keine Ansprüche stellen – egal, was er brauchte, die älteren Brüder gingen vor. Doch Yves wollte unbedingt die Schule besuchen und finanzierte sich diesen Wunsch selbst – als Markthändler und Kistenschlepper verdiente er schon als Kind Geld für das nötige Unterrichtsmaterial dazu.

Bis er über Freunde vom Projet Maison Dogbo erfuhr, einer privaten Initiative des deutschen Entwicklungshelfers Klaus van Briel. Der Rheinländer

arbeitete vor zehn Jahren als Mitarbeiter der Organisation Cap Anamur in der Gemeinde Dogbo. Damals fielen ihm dort eine Gruppe von Waisen und Halbwaisen auf, die hart auf dem Feld arbeiten mussten, den Acker pflügten, schwere Säcke schleppten – um sich selbst und ihre Geschwister ernähren zu können. Zeit für den Schulbesuch blieb ihnen nicht. Van Briel nahm sich ihrer an, baute ihnen mit Spendengeldern aus Deutschland ein Waisenhaus, schickte die Jungen in die Schule und richtete den Älteren eine Werkstatt zur Ausbildung ein. Sein Motto: Stärken, Bilden, Begleiten. Das Maison Dogbo war geboren – und Yves einer der ersten Söhne.

Seit dem ersten Tag teilt er mit seinem Freund Emile ein Zimmer und ein Bett, einen Schreibtisch und einen Kleiderschrank. Erst drückten die beiden in Dogbo die Schulbank, lebten mit zehn weiteren Jugendlichen Tür an Tür, kochten ihr Essen gemeinsam, aßen aus einer Schüssel, waren unzertrennlich. Dann zogen sie gemeinsam in das Wohnheim in Cotonou, mitten in die Metropole, in die Nähe vom belebten Place de l’Etoile Rouge. Emile, das Mathegenie, schrieb sich für Ingenieurwissenschaften ein, Yves begann das Studium mit Marketing. Sein Großstadtleben – zwischen Hörsaal und Hausarbeit – ist weniger als 200 Kilometer von seinem Heimatdorf entfernt.

Doch die beiden Orte trennen Welten. Hier Betonbau, dort Lehmhütte. Hier Neonröhren, dort noch nicht einmal Strom. „Der Schritt in dieses neue Leben ist mir nicht leicht gefallen“, sagt Yves – und so ganz ist er ihm auch noch nicht geglückt. Immer wieder melden sich Brüder, Tanten, weitere Verwandte – sie wollen seinen Rat, seine Hilfe, meistens jedoch sein Geld. „Wer Erfolg hat, muss seiner Familie etwas davon abgeben“, erklärt Yves. Doch meistens führt das dazu, dass der Erfolg nur von kurzer Dauer ist. „Jeder, der seinen Kopf zu weit aus dem Wasser streckt, wird schnell wieder von den anderen untergetaucht“, fügt er desillusioniert hinzu. Es ist ein System des sozialen Neids, der Missgunst, der Gleichmacherei.

Vielleicht muss er sich abnabeln, hatte ich ihm vorgeschlagen, etwas egoistisch sein, den persönlichen Vorteil bedenken. Für Yves sind das neue Töne. Den eigenen Nutzen maximieren, ökonomisch handeln wie es im Lehrbuch steht – dieses Denken bereitet ihm in der Praxis noch Probleme. „Das ist irgendwie nicht afrikanisch“, sagt er, fast klingt es wie eine Entschuldigung. „Wir sind nicht so egoistisch wie ihr Europäer, wir denken zuallererst an die Familie“, kommt es dann umso trotziger: „Alles andere wäre doch Verrat“.

Dabei hat Yves längst verstanden, dass man manchmal nur als Einzelkämpfer gewinnt – wie er auf dem Markt beweist. „1.000 CFA für zwei CDs von Angélique Kidjo? Die beiden bekomme ich bei Deinem Nachbarn aber günstiger“, behauptet er. „Sag mir lieber, warum ich Dir 800 CFA für beide geben soll?“. Der Händler fuchelt aufgeregt mit der CD-Hülle herum, mur-

melt etwas über die Qualität der Aufnahme – und lenkt schließlich ein. 800 CFA – das ist ein Euro, 20 Cent – für zwei CDs der bekanntesten Sängerin aus Benin. Gar nicht schlecht. Vielleicht lassen sich die Gesetze des Marktes manchmal nicht aus Büchern lernen, in einer schlecht beleuchteten Bibliothek, sondern besser dort, wo sie ihren Ursprung haben: Auf dem Marktplatz, wie hier, mitten in Cotonou.

Als ich ein paar Tage später im Flieger von Air-France in die sternenklare Nacht über Cotonou eintauche, muss ich mir eingestehen: Ich selbst habe bei weitem nicht alles verstanden, was ich gelesen und gesehen habe. Zwar sind mir die Probleme im Bildungssektor ein Stück klarer geworden, viele Fakten haben jetzt ein Gesicht. Doch statt konkreter Lösungsansätze und schlauer Antworten habe ich jede Menge weiterer Fragen im Gepäck. Wieso wird Hilfe oft nicht angenommen – welche Rolle spielen dabei Kultur und Religion? Wird unser europäisches Verständnis von Fortschritt von den Afrikanern überhaupt geteilt? Was nutzen Evaluierungen der Entwicklungshilfe, wenn vom Projektleiter bis zum Geldverwalter jeder nur zu Protokoll gibt, was von ihm erwartet wird? Wieso fließt Geld in die falschen Kanäle, orientiert sich Unterstützung selten an Good Governance? Wer profitiert letztendlich von dem Big Gutmensch-Business am meisten – diejenigen, denen geholfen werden soll, oder die Helfer selbst? Noch vor sechs Wochen – vor meiner Abreise – hätte mich diese Unsicherheit völlig wahnsinnig gemacht, ich hätte hektische Telefonate geführt, weitere Studien ausgegraben, noch tiefer recherchiert. Doch die Zeit in Benin hinterlässt ihre Spuren, auch ich gebe mich dem afrikanischen Fatalismus hin: *Pas de problème*, das wird schon – und lässt sich sowieso nicht ändern. Sicher ist: Der Sommer in Afrika war nicht nur lehrreich, sondern auch wunderschön. Die Menschen dort haben mir die Augen geöffnet für vieles, was ich vorher nicht erkannt habe. Und die Fragen, die noch bleiben, hebe ich mir gut auf – für meine nächste Reise nach Benin.

15. Danksagung

Mein Dank gilt Ludovic Dakossi, Mitarbeiter der Botschaft Benins in Berlin, für seine Hilfe bei meinen Reisevorbereitungen und seiner Familie in Cotonou – vor allem seinem Bruder Philéas, der mir in den sechs Wochen täglich mit Rat und Tat zur Seite stand. Jan Niklas Engels, Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung, und sein Pendant bei der Konrad-Adenauer-Stiftung, David Robert, haben mir in wertvollen Gesprächen ein besseres Verständnis für das Leben und Arbeiten in einem Entwicklungsland vermittelt. Bedanken möchte ich mich auch bei Plan International für den großartigen

Empfang im Dorf meines Patenkindes sowie bei Klaus van Briel, seinen Mitarbeitern und den Jungen vom Project Maison Dogbo für ihre Gastfreundschaft. Ein Riesendankeschön geht an die Familie Oebel – an Horst, Bianca, Moritz, Yasmine und Paul – dafür, dass sie mich bei sich zu Hause aufgenommen und mir „ihr“ Benin gezeigt haben. Und – last but by no means least – möchte ich mich bei Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung für die sehr herzliche, allzeit hilfsbereite und kompetente Betreuung meines Stipendiums bedanken.